
Psychoanalytische Bewegung

Erscheint zweimonatlich

Multaretuli . . Goethe über die Psychoanalyse

Edmund Bergler . Das Plagiat

Marie Bonaparte Der Untergang des Hauses Usher

H. Giltay . . Psychoanalyse und sozial=kulturelle Erneuerung

Hanns Sachs . . Kitsch

M. J. Eisler . . Psychologische Randbemerkungen

Freud und Bergson — Karl Vossler — C. G. Jung ist mit sich unzufrieden —
Kann ein Psychoanalytiker (religiöser) Christ sein? — Ariost und Freud —
Roman einer Analyse — Zu Goethes Liebesleben — Da betreibe ich doch
lieber Psychoanalyse

Preis des Heftes Mark 2.-

„Psychoanalytische Bewegung“

Erscheint zweimonatlich

Schriftleiter: Dr. Eduard Hitschmann

Alle redaktionellen Sendungen

(Manuskripte, Rezensionsexemplare usw.)

und alle geschäftlichen Sendungen

(Abonnements, Zahlungen usw.)

bitten wir zu richten an:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag

Wien, I., Börsegasse 11

Telegrammadresse: Psychoverlag Wien — Telefon: U 21-4-29

Zahlungen

können erfolgen durch Postanweisung, Bankscheck oder durch
Einzahlung auf eines der

Postscheckkonti

des „Internationalen Psychoanalytischen Verlags“:

Leipzig 95.112	Paris C 1100.95	Zagreb 40.900
Wien 71.633	s'Gravenhage 142.248	Warszawa 191.256
Prag 79.385	Stockholm 44.49	Riga 36.93
Zürich VIII, 11.479	Budapest 51.204	Kjöbenhavn 24.932

Preis des Einzelheftes Mark 2.—

Abonnement 1932 (6 Hefte) Mark 10.—

Einbanddecken in Halbleder

zu den abgeschlossenen Jahrgängen (I. Jg., 1929, II. Jg., 1930, III. Jg., 1931) können zum
Preis von je M. 3.20 bezogen werden durch jede Buchhandlung oder direkt durch den Verlag

Psychoanalytische Bewegung

IV. Jahrgang

Sept.—Okt. 1932

Heft 5

Mitteilung an die Leser:

Indem ich auf Wunsch von Herrn Professor Freud die Schriftleitung der „Psychoanalytischen Bewegung“ übernehme, liegt es mir als Erstes ob, dem Begründer, sowie bisherigen Herausgeber und Redakteur dieser Zeitschrift namens der Psychoanalyse wie zahlreicher Leser zu danken. Herr A. J. Storfer hat vor drei Jahren mit richtigem Instinkt das weit verbreitete Bedürfnis nach einem Organ erkannt, das aus dem Kreise der engeren Fachgenossen der psychoanalytischen Wissenschaft hinausstrebend, ein Verbindungsglied zu den Gebildeten aller Interessengebiete darstellt, und es auch den Abseitsstehenden ermöglicht, sich über die Fortschritte der psychoanalytischen Lehre und der psychoanalytischen Bewegung fortlaufend zu unterrichten. Herr Storfer hat diese sich gesteckten Ziele voll erreicht, indem er einen großen Kreis wertvoller Mitarbeiter zu sammeln verstand und auch durch eigene Mitarbeit das Blatt zu einem lehrreichen und interessanten gestaltete.

Es sei ferner dem Wunsch Ausdruck gegeben, daß die Mitarbeiter an diesem Blatte ihm weiter treu bleiben, und das Bild der psychoanalytischen Bewegung, durch Berichte aus allen Zentren der Psychoanalyse und auch von kleineren vorgeschobenen Posten her, ein vollkommenes darstelle.

Wien, 1. August 1932.

Dr. Eduard Hitschmann.



Goethe über die Psychoanalyse

(Bericht Eckermanns über ein Gespräch mit Goethe,
den 22. März 1932)

Von

Multaretuli

Goethe trat aus seinem Zimmer aufrecht und heiter; sein Blick schien wie nach innen gerichtet nach aufmerksamem Studium oder längerem Lesen.

„Also hat auch Sie die Phantasie treuer Anhänger heute zum Leben erweckt“, sagte Goethe freundlich. „Ich bin nun hundert Jahre tot. Was hat nicht Alles unterdessen die Welt bewegt! Wie mag die Menschheit in Wissenschaft und Technik fortgeschritten sein!“

Ich entsinne mich der Sicherheit, sagte ich, mit der Sie auf die Unsterblichkeit Ihrer Seele rechneten: Wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen.

„Nein“, sagte Goethe darauf, „so sicher war ich meiner Sache nicht. Ich entsinne mich auch, zu Ihnen einmal gesagt zu haben: Die Beschäftigung mit Unsterblichkeitsideen ist für vornehme Stände und besonders für Frauenzimmer, die nichts zu tun haben. Ein tüchtiger Mensch aber, der schon im Leben etwas Ordentliches zu sein gedenkt und der daher täglich zu streben, zu kämpfen und zu wirken hat, läßt die künftige Welt auf sich beruhen und ist tätig und nützlich in dieser. Ferner sind Unsterblichkeitsgedanken für solche, die in Hinsicht auf Glück hier nicht zum besten weggekommen sind. Nur der Wunsch nach Fortdauer ließ mich hoffen, was meine fromme Mutter immer geglaubt hat. Aber jetzt, da ich hundert Jahre tot bin und nur von der Phantasie eines Jüngers scheinbar materialisiert Ihnen entgegentrete, mein Kind, weiß ich, daß der geistreiche Franzose recht hat, der sagte: *si l'on mort, c'est pour longtemps!*“

Und hundert Jahre Wissenschaft, bedenken Sie, sind seither vergangen. Wie glaubt man, noch glauben zu können, als habe sich nichts geändert!?“

Ich bewunderte das Feuer seiner ungestümen Rede und entsann mich seines nimmermüden Forschungstriebes sein Leben lang; und daß sein Glaube an einen persönlichen Gott, an einen christlichen Gott nicht immer absolut feststand. Wir werden alle nach und nach aus dem Christentum des Worts und Glaubens immer mehr zu einem

Christentum der Gesinnung und der Tat kommen, so höre ich ihn ankündigen. Und wer könnte des Verses vergessen: Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, der hat auch Religion.

Goethe, der neu Verwandelte, ein Goethe des zwanzigsten Jahrhunderts fuhr fort, mich zu belehren.

„Ich sehe, die Menschen können fliegen, drahtlos über die Meere hören und so vieles Wunderbare mehr: aber hat sich ein Beweis mehr für die Existenz eines Gottes ergeben? Eben hielt in Wien ein Dichter, ein begnadeter Dichter, einen hitzigen Vortrag mit dem Titel: ‚Kann der Mensch ohne Gottesglauben leben?‘ Und auf welche Beweise stützt er sich? Auf das Gefühl vom Göttlichen bei Naturgenuß, bei mitleidigen Handlungen. Er will die Gnade erlebt haben. Ach, wie genau habe ich einst das Gleiche empfunden!

Nämlich wir Produktiven empfinden bei der Inspiration, wenn uns etwas einfällt, wenn uns ohne unser Verdienst ein Werk wird, ja, wir empfinden dieses rätselhafte Erleben wie ein Wunder. Und es liegt nahe, sich dann entsprechend der religiösen Tradition, wie wir sie ins Leben von der Umwelt mitbekommen, für von Gott ausgezeichnet zu halten. So habe ich mich zuweilen getrieben gefühlt, Gedichte instinktmäßig und traumartig niederzuschreiben, die plötzlich über mich kamen. So empfand auch ich mich narzißtisch als ‚ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses‘ und glaubte in jedem produktiven Menschen ein Werkzeug einer höheren Weltregierung zu sehen. Ich fühlte Gott in der Natur, er tönte mir aus den Werken der Musik, der großen Dichter und aus den Großtaten der politischen Genies.

Aber jetzt, hundert Jahre später, soll da die zu meinen Lebzeiten noch so junge Wissenschaft nicht weiter in der Erkenntnis von Gott und Welt gekommen sein!? Es gibt doch nun eine Religionspsychologie, die weiß, wie der Mensch zu seinem Glauben gekommen ist. Hier auf dem Gebiet der Seelenkunde ahne ich die bedeutsamsten Erkenntnisse.“

Goethe schwieg und sann. Er schien mir wieder allen Anderen vorausgeeilt, wie ich ihn so oft bewundert habe. Er schien mir in diesem kurzen Wiederleben, wie es uns beiden geschenkt war, mit übermenschlichen Kräften begabt, den geistigen Gehalt des neuen Jahrhunderts in sich aufgenommen zu haben. Wie zu seiner eigensten Natur zurückgekehrt, war es nicht Dichtung und Kunst, was er nun am wichtigsten nahm, sondern die Wissenschaft, die Wahrheit.

Und Goethe fuhr fort: „In Wien, las ich eben, lebt ein Ge-

lehrter, dessen Werk ich, mit meiner ‚Metamorphose der Pflanzen‘ vergleichend, als die ‚Metamorphose der Libido‘ bezeichnen möchte. Eine ganz neue Methode der Seelenuntersuchung des Einzelnen hat derselbe angegeben, von einer unerhörten Geduld und Gründlichkeit. Er macht seine Psychoanalyse oft ein Jahr lang, und der Analysierte sagt ungefragt Alles, was ihm einfällt. Und so hat er gefunden, wie der Einzelne geworden ist, aus Angeborenem und früh Erlebtem. Welche Bescheidenheit und Nachsicht lehrt diese Determiniertheit der Seele des Einzelnen aus seinem seiner Willkür, seinem Bewußtsein ganz entzogenen Werden. Wie kann jener erwähnte Dichter so unduldsam sein, gerade die religiösen Menschen für die besseren zu erklären? Warum will er bekehren? Ihm fehlt der große Respekt vor dem Wissen um das Werden der Seelen, vor der Wissenschaft. Ferdinand Bruckner, auch ein begabter Gegenwärtiger, sagt mit Recht: Warum sträuben sich noch so viele Schriftsteller vor einer Bekanntheit mit Freud? . . . Weil sie sich einreden, sie hätten es nicht nötig, die Seele zu studieren, sie hätten selbstverständlich ihr eigenes ‚Gefühl‘.

Nein, man kann nicht mehr den Wert eines Individuums nach seiner Gläubigkeit einschätzen, das ist ein mittelalterlicher Standpunkt.

Ich habe immer am israelitischen Volk, dem auch jener vom Dämon erfüllte Gelehrte angehört, seine Selbständigkeit, seine Festigkeit und Tapferkeit bewundert; an Zähheit sucht es seinesgleichen. So auch dieser konsequenteste aller Denker. Wie mutig hat er das Triebhafte in der seelischen Unterwelt nachgewiesen. Ich bin stolz darauf, selbst, das Gleiche ahnend, gesagt zu haben: Die Welt gleicht einer Orgel, auf der Gott Vater spielt; aber der Teufel tritt die Bälge.

Habe ich doch auch einmal gesagt, ich fühlte in meiner Natur die Fähigkeit zu jedem Verbrechen!“

„Wollte ich mich ungehindert gehen lassen, lautet ein Bekenntnis von Ihnen, so läge es wohl in mir, mich selbst und meine Umgebung zu Grunde zu richten. Die Hauptsache sei, daß man lerne, sich selbst beherrschen.“

„Ich war zwar auch ein sorgsamer Selbstverhüller, aber auch ein Bekenner. Doch kennt man sich denn selbst!? Wenn ich heute lebte und jünger wäre, ich könnte meinen Wissensdrang nicht zähmen, ehe ich selbst mich einer Analyse unterzogen hätte, und dann genau wüßte, wie ich geworden bin. Dieses ewige Mitschleppen der Kindheit, die unvergleichliche Stärke der ersten Gefühlsbindungen habe ich immer geahnt. Z. B. in der ‚Zueignung‘ im Faust:

„Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten,
Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt,
Versuch' ich wohl, euch diesmal festzuhalten?“

.....
Gleich einer alten, halbverklungenen Sage
Kommt erste Lieb' und Freundschaft mir herauf.'

Habe ich die stärkste Liebesanziehung, die ich als reifer Mann erfuhr, nicht analytisch gedeutet, wenn ich an die Stein dichtete: „Ach, du warst in abgelebten Zeiten meine Schwester oder meine Frau.“ Sie hat meine Mutter, Schwester und Geliebten nach und nach geerbt, habe ich ihr nachgesagt. Ja, diese unvergänglichen ersten Neigungen nehmen wahrhaftig Personen des eigenen Familienkreises zum Objekt.“

„Wie oft“, stimmte ich Goethen zu, „haben Sie mir von der großen Bedeutung der Jugendeindrücke gesprochen. Der Mensch kann seine Jugendeindrücke nicht los werden, sagten Sie, und dieses geht so weit, daß selbst mangelhafte Dinge, woran er sich in solchen Jahren gewöhnt und in deren Umgebung er jene glückliche Zeit gelebt hat, ihm auch später in dem Grade wert bleiben, daß er darüber wie verblendet ist und er das Fehlerhafte daran nicht einsieht.“

„Ja, Sie haben es richtig behalten. Daher kommt es auch, daß mit einer erwachsenen Generation nie viel zu machen ist, in körperlichen wie in geistigen, in Dingen des Geschmacks wie des Charakters; seid aber klug und fangt in den Schulen an und es wird gehen. Nach der neuen Lehre ist das allerdings etwas spät.“

„Sie haben immer voll Liebe über Kinder gesprochen; Sie verglichen die Unarten der Kinder mit den Stengelblättern einer Pflanze, die nach und nach von selber abfallen, und wobei man es nicht so genau und streng zu nehmen brauche. Sie sprachen sich dagegen aus, die liebe Jugend frühzeitig zahm zu machen und alle Natur, alle Originalität und alle Wildheit auszutreiben, so daß am Ende nichts übrig bleibt als der Philister.“

„Was die Kinder anlangt“, fuhr Goethe fort, „so geht von der Psychoanalyse geradezu ein neues Evangelium der Liebe aus, denn grausame Härte, Prügel und Einschüchterung werden als schädlich verworfen. Liebe und Aussprache, rechtzeitige beruhigende Aufklärung aber werden empfohlen; man versteht nun das Seelenleben der Kinder.“

„Sie haben mir einmal von einem Knaben erzählt, der sich über einen begangenen kleinen Fehler nicht habe beruhigen können und

waren davon unangenehm berührt: es zeuge von einem zu zarten Gewissen, welches das eigene moralische Selbst so hoch schätzt, daß es ihm nichts verzeihen will.“

„Ja, Sie haben dies wohl angemerkt! In Freuds Terminologie würde es heißen: Der Knabe hatte ein zu strenges Über-Ich, er neigte zu Schuldgefühlen.“

Goethe nickte befriedigt und fuhr fort, mich aufmerksam zu machen auf Ähnlichkeiten in seinen Ansichten und denen dieses weltbekannten Psychologen, der in streng naturwissenschaftlicher Methode einen Zugang zu den Triebkräften der Seele gebahnt habe; und nicht nur die ärztliche Wissenschaft, sondern auch die Vorstellungswelt der Künstler und Seelsorger, der Geschichtsschreiber und Erzieher aufgewühlt und bereichert habe.

„Belesene Schüler des Meisters haben schon vor Jahren konstatiert, daß ich so etwas wie Verdrängung und Abreagieren gekannt habe. In Wilhelm Meisters theatralischer Sendung habe ich den seelischen Konflikt Mariannens zwischen ihren zwei Liebhabern, dem unwürdigen und dem idealen, ihr durch eine Art Verdrängung erleichtert. ‚Ihr anderer Liebhaber war abwesend‘, schrieb ich, ‚und sie schob das Verhältnis mit ihm im Gedächtnis seitwärts, wie man das Andenken von irgend einer Schuld aus dem Reiche der lebhaften Erinnerungen in das Fach der historischen Kenntnisse verscheucht.‘

Auch in meiner Antwort auf einen Kondolenzbrief Schillers — da mir wieder ein kaum geborenes Söhnchen dahingegangen war — habe ich mich ein wenig ‚freudisch‘ geäußert: Man weiß in solchen Fällen nicht, ob man besser tut, sich dem Schmerz natürlich zu überlassen, oder sich durch die Beihilfen, die uns die Kultur anbietet, zusammen zu nehmen. Entschließt man sich zu dem letzten, wie ich es immer tue, so ist man dadurch nur für einen Augenblick gebessert und ich habe bemerkt, daß die Natur durch andere Krisen immer wieder ihr Recht behauptet.“

„Ich entsinne mich auch, daß Sie, von Exzessen Byrons sprechend, etwas Ähnliches, wie Verdrängung, im Auge hatten; Sie nahmen an, er habe im Parlament seine Einwände gegen die englische Nation nicht abreagiert, und es ist ihm, um sich davon zu befreien, kein anderes Mittel geblieben, als es poetisch zu verarbeiten und auszusprechen. Sie nannten einen großen Teil der negativen Wirkungen Byrons — verhaltene Parlamentsreden.“

„Ja, ich entsinne mich, liebes Kind“, fuhr Goethe fort. „Die

ganze Konzeption des Unbewußten, der Verdrängung, des Widerstandes und der Übertragung habe ich die letztere nicht umschrieben, mit den Worten: Man lernt nur von dem, den man liebt, hat für mich das Sicherwerden über stets Geahntes. Den Eros habe ich immer hochgehalten und nie zu verkleinern versucht.

Ich erwäge, wie oft ein einziger Gedanke ganzen Jahrhunderten eine andere Gestalt gab, und wie einzelne Menschen durch das, was von ihnen ausging, ihrem Zeitalter ein Gepräge aufdrückten, das noch in nachfolgenden Geschlechtern kenntlich blieb und wohltätig fortwirkte.

Ich habe auch Freuds Schrift ‚Das Unbehagen in der Kultur‘ gelesen, der so Viele Pessimismus nachsagen; sie schließt mit einem skeptischen Ausblick, daß die Welt nicht gesunden könne, solange Feindseligkeit und Aggression herrschen und nicht Eros, der Lebens- und Liebestrieb, die Oberhand gewinnt.

Aber 1824 schon habe ich ganz ähnlich gesprochen: Könnte man die Menschheit vollkommen machen, so wäre auch ein vollkommener Zustand denkbar; so aber wird es ewig herüber- und hinüberschwanken, der eine Teil wird leiden, während der andere sich wohl befindet, Egoismus und Neid werden als böse Dämonen ihr Spiel treiben, und der Kampf der Parteien wird kein Ende haben. —

Wenn die Gegner gar nichts von seinem Werk gelten lassen, so anerkennen sie doch Freuds hervorragenden Stil; mit Recht hat ein gar tüchtiger Literaturhistoriker eine bewundernde Abhandlung über Freud als Schriftsteller geschrieben, der Schweizer Walter Muschg.“

Ich aber erinnerte Goethe an Worte, die er einmal über den Zusammenhang von Stil und Charakter mir gesagt hatte. Im Ganzen ist der Stil eines Schriftstellers ein treuer Abdruck seines Innern: will jemand einen klaren Stil schreiben, so sei es ihm zuvor klar in seiner Seele; und will jemand einen großartigen Stil schreiben, so habe er einen großartigen Charakter.

„Jawohl“, stimmte Goethe zu. „Auch die Bildung dieses Mannes ist hervorragend und es tut mir wohl, zu sehen, wie genau er meine Schriften kennt.“

Daß ich mich selbst wiederholt in psychischer Hilfeleistung versucht habe, weiß Freud wohl und findet sogar, daß das Verfahren, das ich an dem Professor Plessing, von dem ich in der ‚Campagne in Frankreich‘ erzählt habe, anwendete, sich in merkwürdigen Einzelheiten mit der Technik seiner Psychoanalyse berührt. Auch mein

psychologisches Kunststück an der Herder, über das ich an die Stein berichtet habe, führt Freud an: „Ich ließ mir alles erzählen und beichten, fremde Unarten und eigene Fehler mit den kleinsten Umständen und Folgen und zuletzt absolvierte ich sie und machte ihr scherzhaft unter dieser Formel begreiflich, daß diese Dinge nun abgetan und in die Tiefe des Meeres geworfen seien. Sie ward sehr lustig und ist wirklich kuriert“.

Wer wollte zweifeln, daß die Erkenntnis über die Neurosen nicht durch die Psychoanalyse weitgehend gefördert wurde! Meine arme Schwester würde man als einen Fall von Hysterie und Frigidität diagnostiziert haben. Ihr hätte die Psychoanalyse helfen können; sie war ein merkwürdiges Wesen, sie stand sittlich sehr hoch und hatte nicht die Spur von etwas Sinnlichem. Der Gedanke, sich einem Manne hinzugeben, war ihr widerwärtig; sie war daher in der Ehe nicht glücklich und so widerriet sie leidenschaftlich meine beabsichtigte Verbindung mit Lili. Daß sie bei bevorstehenden Festlichkeiten und Bällen gewöhnlich von einem Ausschlag im Gesicht heimgesucht wurde, hätte den Fall für die Analyse noch interessanter gemacht.“

(Schluß folgt)

Theodor Reik

WARUM VERLIESS GOETHE FRIEDERIKE?

In Ganzleinen Mark 8.-

Inhalt: Dichtung und Wahrheit – Ein alter Mann erzählt die Geschichte seiner Liebe – Die Gründe der Trennung – Die Verkleidung – Der Kindtaufkuchen – Chronologische und andere Verwirrung – Die Kußangst – Sexualität und Gewissensangst – Der junge Goethe erzählt ein Märchen – Der Dichter über die „Neue Melusine“ – Der Schatten des Vaters – Der Text der Zwangsbefürchtung – Capriccio doloroso – Freundliche Vision – „Frohe und dankbare Gefühle nach dem Sturm“ – Coda

Internationaler Psychoanalytischer Verlag
Wien I

Das Plagiat

Deskription und Versuch einer Psychogenese einiger Spezialformen

(Vortrag, gehalten in der Wiener psychoanalytischen Vereinigung am 1. Juni 1932)

Von

Dr. Edmund Bergler

Wien

Wie würde Dich die Einsicht kränken:
Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken,
Das nicht die Vorwelt schon gedacht?

Mephistopheles in Faust II.

Tout est dit, et l'on vient trop tard
depuis plus de sept mille ans qu'il y a des
hommes . . . et qui plagient.

La Bruyère.

Die Schwierigkeiten der Plagiatfrage¹ beginnen bereits bei der Definition. Es gibt eine Reihe solcher Definitionen, die für unsere Zwecke wertlos sind, weil sie lediglich die bewußten Motive berücksichtigen und im Plagiat eine mehr oder weniger planmäßige und geschickte Gaunerei sehen. So sagt etwa das österreichische Gesetz:

„Wer in der Absicht zu täuschen, ein fremdes Werk mit seinem eigenen Namen oder ein eigenes Werk mit dem Namen eines anderen versieht, um dasselbe in Verkehr zu setzen, oder wer wesentlich ein solches Werk in Verkehr setzt, macht sich, auch wenn kein Eingriff in ein Urheberrecht vorliegt, eines Vergehens schuldig, insoferne nicht strengere Bestimmungen des Strafgesetzes eingreifen.“

Nun ist es für jeden analytisch Denkenden heute auf Grund der Freudschen Forschungen einleuchtend, daß unbewußte Motive beim Plagiat eine große, wahrscheinlich die entscheidende Rolle spielen, Gibt es doch eine ganze Reihe von Plagiatformen, die unter vollkommener Ausschaltung des Bewußten zustande kommen. Ferner spielen mit großer Wahrscheinlichkeit auch bei den, unter Mitbeteiligung des Bewußten entstandenen Plagiaten, unbewußte Motive eine Rolle. Bei einem Erklärungsversuch zeigt es sich sogar, daß diese Gruppe

1) In dieser Arbeit werden, mit einer Ausnahme, ausschließlich das literarische und wissenschaftliche Plagiat untersucht.

des Plagiats unserem Verständnis unzugänglicher ist, als die reinen unbewußten Plagiate.

Stellt man aber die unbewußten Motive beim Plagiat in Rechnung, so ergibt sich deshalb noch lange keine eindeutige Definition. Die Abgrenzung fällt nach wie vor schwer. Eine allen Möglichkeiten gerecht werdende Definition kann es — bei der Vielfältigkeit der Plagiatformen — gar nicht geben. Jeder Fall muß individuell begutachtet werden. Dies schon deshalb, weil es gutgesicherte Beispiele gibt, bei denen die gleiche Idee in zwei verschiedenen Köpfen unabhängig voneinander entstanden ist. Eine weitere, theoretisch einfache, praktisch schwer lösbare Schwierigkeit liegt in der Frage: Ist der betreffende Fall eine Bearbeitung, Modifikation oder neue Anwendung eines Stoffes, (einer Idee) oder ein Plagiat? Häufig, nicht immer ist die wörtliche Wiedergabe ein Fingerzeig für einen Plagiatverdacht. Als vorläufige Definition dürfte folgendes brauchbar sein: Unter einem Plagiat verstehen wir das Ausgeben fremden geistigen Eigentums für das eigene ohne Zitierung des wahren Urhebers, wobei — je nach Art des Plagiats — der Anteil unbewußter Motive, der immer vorhanden ist, größer oder geringer ist.

Die Frage: Warum plagiiert der Schriftsteller X, warum stiehlt er gerade Gedanken und nicht anderes, kann — wenn überhaupt — schwer beantwortet werden. Man könnte (und auch das nur, wenn man hunderte von Plagiatoren analysiert hätte, was ja niemand bisher gemacht hat) dazu nur sagen, daß lediglich Vermutungen über die Ursachen tatsächlich stattgefundener Plagiate, mit größerer Sicherheit als jetzt, vorgebracht werden könnten. In dieser Arbeit wird lediglich auf einzelne Spezialformen des Plagiats aufmerksam gemacht und bei einigen von den zwei Dutzend aufgezählten Plagiatformen werden — mit dem Index des Vorläufigen — Vermutungen bezüglich der Psychogenese vorgebracht. Verf. ist sich der Lückenhaftigkeit des schon gesicherten Materials und der Tatsache, daß es sich um einen tastenden ersten Versuch handelt, durchaus bewußt. Einige Vermutungen bezüglich der äußeren Stigmata seien doch genannt: Beim Plagiat handelt es sich um ein Produkt einer Berufskrankheit von wissenschaftlich, literarisch oder künstlerisch schaffenden Menschen.¹ Deshalb ist das Plagiat ein Vorrecht dieser Berufskategorien.

1) Eine Berufskrankheit ohne Krankheitseinsicht. Ich hörte noch nie, daß ein Plagiatör, deshalb weil er plagiiert oder gar erwisch wurde, in Psychoanalyse ging.

Die anderen haben, selbst wenn sie wollten, keine Möglichkeit zu plagiierten. Das Plagiat ist offenbar die dem Schriftsteller, Wissenschaftler und Künstler gemäße, sozial angepaßteste und relativ ungefährliche Form des Delikts.

Zum Zustandekommen des Plagiats gehört Publizität: Man muß ein Forum haben, um plagiierten zu können. Ein nicht öffentlich vorgebrachtes Plagiat ist eine *contradictio in adjecto*.

Ferner ist zu berücksichtigen, daß der erwischte Plagiator wohl Unannehmlichkeiten hat, daß aber das Plagiat — nicht wie andere Delikte — sozial diffamiert¹.

Endlich gehört zum Plagiat das Nichtzitieren der Vorgänger, d. h. wissenschaftliche oder literarische Vorbildung. Man erwartet ja vom Autor, daß er sich — im Rahmen des Möglichen — über das Material informiert.

Die vier angeführten äußeren Stigmata:

- 1) Berufskrankheit literarisch, wissenschaftlich und künstlerisch schaffender Menschen,
- 2) Publizität,
- 3) keine soziale Diffamierung,
- 4) literarische oder wissenschaftliche Vorbildung,

machen es verständlich, daß das Plagiat auf einen relativ kleinen Kreis beschränkt ist. Die Anderen — die auch plagiierten möchten — haben einfach keine Gelegenheit dazu. Um Gelder eines Bankhauses unterschlagen zu können, muß man mit diesen Geldern in irgend einer Weise in Berührung kommen.

Eindeutiger als die Definition und Spezifität des Plagiates läßt sich das Alter des Plagiats angeben: Wahrscheinlich ist das Plagiat gleichaltrig mit aller literarischen und wissenschaftlichen Produktion². Plagiatbeschuldigungen im Altertum sind häufig. Z. B. Euripides wird von Platon vorgeworfen, in seinen Chören die philosophischen Ansichten des Anaxagoras entlehnt zu haben. Plato selbst wurde ungerechter-

1) Es kommt selten vor, daß ein Plagiator vor Gericht zitiert wird. Immerhin gibt es — in nicht deutschen Ländern — eine Reihe von Verurteilungen auf Grund des Plagiatsparagraphen. Vielfach handelt es sich um unbewußte Plagiate, die Verurteilungen sind also ungerecht.

2) Keinesfalls muß man so weit gehen, wie dies etwa ein Skeptiker tun würde, der — in Analogie zur Frage: Was war früher da, die Henne oder das Ei — behaupten würde, beim Werk und Plagiat sei das ebenfalls unentschieden. Das Plagiat folgt jedenfalls dem Werk auf dem Fuße.

weise des Plagiats von Timos von Lokros beschuldigt, der selbst Plato plagiierte. Über Vergil schrieb Perillus Faustinus ein eigenes Plagiatbuch. Von Marcus Valerius Martialis¹ sind eine Reihe boshafter Verspottungen der Plagiatoren bekannt:

„Dichter denkst du zu sein durch meine Verse,
Fidentinus, und wünschst, daß man's glaube?
So hält Aegle sich durch erkaufte Knochen
Und durch Indisches Horn für wohl bezahnet,
So gefällt sich, die schwärzer ist, als reife
Maulbeerfrüchte, Lycoris, trägt sie Bleiweiß.
Auf die Art, wie Du Dichter bist, so wirst du,
Während kahl dir der Scheitel ist, behaart sein.“

I. Buch. Epigramm 72

„Fidentinus, es ist ein Blatt in unseren Büchlein,
Deines, bezeichnet jedoch mit dem kenntlichen Bilde des Herren,
Welches deine Gedichte bezieht handgreiflichen Diebstahls.
So befleckt's, wenn darein der Lingonischen Bardenkaputze
Fettige Zotte sich mengt, Roms veilchenfarbenen Purpur,
So entweiht Krystall ein Arretinischer Scherbel,
So wird, schweift er vielleicht in der Schaar Ledäischer Schwäne
An des Cayster's Strand, ein schwarzer Rabe verlacht,
So stört frech, wo vom Klang der Gesänge spendenden Atthis
Brauset der heilige Hain, die Cecropischen Klagen die Elster.
Nicht Angebers, noch Richters bedarf's für unsere Bücher,
Gegen dich erhebt sich dein Blatt und ruft dir ‚Dieb‘ zu.“

I. Buch. Epigramm 53.

„Meine Bücher empfehl' ich, Quintian, dir —
Darf ich nämlich die Bücher meine nennen,
Die Dein Dichter, als wären's seine, vorliest — :
Klagen über die schwere Sklaverei sie,
Tritt als Retter hinzu und leiste Bürgschaft,
Und wenn jener sich ihren Herren nennet,
Sag', es seien sie mein und freigelassen,
Dreimal rufe du dieses aus und viermal,
Und du wirst, daß der Dieb sich schämt, ihn zwingen.“

I. Buch. Epigramm 52².

1) Zitiert nach Martialis. Übersetzung von Dr. Alexander Berg. Kraus & Hoffmann, Stuttgart 1865.

2) In diesem Epigramm kommt die Bezeichnung *plagiarius* vor. Nach Stowasser ist *plagiarius* ein griechisches Lehnwort mit lateinischem Suffix: *πλάγιος* = hinterlistig; *πλᾶγζω* = täuschen. *Plagiarius* hieß ursprünglich Menschenräuber, Seelenverkäufer.

„Fidentinus, der Ruf sagt aus, daß meine Gedichte
Du nicht anders dem Volke liesest, als wären sie dein.
Schenken will ich sie dir, wenn du mein willst nennen die Verse
Sollen sie mein nicht sein, kaufe sie, deine dann sind's.“

I. Buch. Epigramm 29.

„Fidentinus, das Buch, das du verliesest, ist meines ;
Aber es wird, da du schlecht liesest, das deine jetzt.“

I. Buch. Epigramm 38

Zur Frage der Abgrenzung des Plagiats sei folgendes diskutiert: Man könnte behaupten, daß wir alle täglich und stündlich ununterbrochen Plagiate begehen.¹ Vieles von dem, was uns so selbstverständlich ist wie ein Axiom, wäre Plagiat. Wir hätten nur deshalb nicht das Gefühl, ein Plagiat zu begehen, weil gewisse Ansichten als allgemein gültig anerkannt werden. Es ist eine Tatsache, daß das Bekannt- und Anerkanntwerden von Ideen und Anschauungen den Urheber eliminiert. Die Formel „das weiß doch jeder“ ist anonym.² Man könnte vom „alltäglichen Plagiat“ sprechen. Man denke etwa an die Malaria. Wie viele Ärzte — also Fachleute — können das halbe Dutzend Männer aufzählen, das an der Entdeckung des Entwicklungsganges der Infektion mitgearbeitet hat.

Eine kurze Überlegung zeigt aber, daß dieser Gedanke eine solche Erweiterung des Plagiatbegriffes in sich birgt, daß er vollkommen verwässert wird. Daß wir alle vielfach mit schon gedachten Gedanken anderer operieren, ist eine Selbstverständlichkeit.

Ein Dichter — Frank Wedekind — hat das Schicksal aller großen Männer: erst totgeschwiegen, dann beschimpft und endlich plagiiert zu werden, folgendermaßen geschildert:³

1) Natürlich nicht im juristischen Sinn.

2) Es ist, als sträubte sich Neid, gekränkter Narzißmus und eine ganz allgemein bei jedem Menschen im Unbewußten vorhandene Abwehr gegen die Autorität (die ihre letzten Ursachen im Ödipuskomplex haben dürfte), gegen das Anerkennen der Leistung bedeutender Menschen durch Namenszitation. So kommt es, daß, wenn schon Namen genannt werden, von vielen hundert Behauptungen und Entdeckungen erstens nicht immer die wichtigsten mit dem Urheber in Verbindung gebracht werden (so wandert z. B. Pythagoras ausschließlich mit dem leichten Gepäck eines Dreiecks durch die Jahrhunderte), zweitens wird häufig die Entdeckung dem Entdecker wegeskamotiert: Amerika wird nicht nach Kolumbus, sondern nach Amerigo Vespucci benannt.

3) „Vier Jahreszeiten“, Herbst“, „An die Kritik“.

„Mir muß die Kritik sich wahrlich
Von den schönsten Seiten zeigen:
Zwanzig Jahr' war sie beharrlich
Drauf erpicht, mich totzuschweigen.

Jetzt nachdem ich totgeschwiegen,
Mich zum Trotz ans Licht gerungen,
Speit sie rastlos giftige Lügen,
Unversieglich Haß durchdrungen.

Einmal wird sie doch verzichten,
Und die klügere Richtung wählen:
Hilft ihr nichts, mich zu vernichten,
Wird sie mich dann — bestehen.“

Im Verlaufe der letzten 2—3 Jahrhunderte hat sich ein Bedeutungswandel in der Beurteilung des Plagiats vollzogen:¹ War es früher lebensgefährlich, eigene Ideen zu propagieren, — man denke etwa an die Gefahr, mit den kirchlichen Dogmen in Konflikt zu geraten — ist es heute odios, fremde Ideen als eigene auszugeben.

Originalität ist in der Achtung der Menschen im Werte gestiegen.² Das Plagiiere ist daher unleugbar gefährlicher geworden. Man kann behaupten, daß das Risiko des Plagiators ungemein gewachsen ist. Die Spekulation „es wird mich niemand erwischen“ ist bei einem publizierten Plagiat praktisch aussichtslos. Das viele Lesen, die leichte Zugänglichkeit der Zeitungen, Zeitschriften und Bücher, in Verbindung mit dem weitverbreiteten Typus des Plagiat-schnüfflers (siehe Seite 418) ergibt einen Prozentsatz der Erwischten, auf den die beste Polizei der Welt stolz wäre bei ihren Statistiken der aufgeklärten und nicht aufgeklärten Verbrechen.

Dazu kommt, daß der Kreis, der auf dem Wege des Plagiats geplündert werden kann, sehr zum Verdruß der Plagiatoren, immer erweitert wird. Wie idyllisch waren etwa noch Zeiten, von denen der Dichter Florian (1755—1794, ein Liebling Voltaire's) behaupten

1) Gemeint ist die europäische Kultur. Dr. Kris hat in der Diskussion dieses Vortrages in der Wr. Vereinigung mit Recht darauf hingewiesen, daß es andere Kulturen gegeben hat, in welchen kommentiert und nicht plagiiert wurde, in welchen also das Plagiat gar nicht existierte.

2) Natürlich gibt es auch heute noch Kreise, in denen „cupidus rerum novarum“ — sein, ein Vorwurf ist. Z. B. religiöse, politische, manche wissenschaftliche Zirkel.

konnte: „En poesie comme à la guerre, ce qu'on prend à ses frères, est vol, mais ce qu'on enleve aux étrangers est conquête.“ Freilich kam den Plagiatoren die Schwierigkeit der Durchführung der Kontrolle sehr zu statten. (Geringe Verbreitung der Zeitungen und Bücher, Absperrung der einzelnen Länder gegeneinander.)

So konnte es geschehen, daß der große Psychologe und berühmte Plagiator Stendhal (Henry Beyle) in seinem Buche über Haydn (unter dem Pseudonym L. A. C. Bombet) den Italiener Carpani bestahl und als Carpani protestierte, diesen mundtot machen konnte mit dem Hinweis auf sein Mozartbuch, das er Barelli „entlehnte“, wovon aber der arme Carpani nichts wußte. Als Carpani des Plagiats inne wurde, protestierte er erregt, umso mehr, als Stendhal selbst Anekdoten und persönliche Erlebnisse Carpanis als die seinen ausgab. Carpani schleppte ganze Berge von Beweisen herbei: ärztliche Atteste, Bestätigungen bekannter Persönlichkeiten etc. („Hatten Sie mein Fieber in Wien im Jahre 1799, sind Sie durch Haydns Musik geheilt worden?“ apostrophierte Carpani den unsichtbaren L. A. C. Bombet.) Das half ihm aber gar nichts. Stendhal beschuldigte selbst Carpani des Plagiats. — Die Tatsache dieses Plagiats wurde in neuerer Zeit von Romain Rolland verifiziert, der Seite für Seite beide Bücher verglich und schmerz erfüllt zugeben mußte, daß Stendhal plagiiert hatte.¹

In einer aus dem Jahre 1812 stammenden Einteilung des Plagiats von Charles Nodier („Questions de la littérature légale“) ist noch unterschieden zwischen Plagiaten in- und ausländischer Schriftsteller. Ein heute kaum verständlicher Standpunkt: wie wenn Diebstahl von

1) Näheres in Georges Maufrévert „Le livre des Plagiats“, Paris, Arthème Fayard & Cie, pg. 157. Aus diesem Buche stammt auch das übrige auf die französische Literatur bezügliche Material. Das Buch selbst stellt eine Sammlung von Plagiaten folgender Männer zusammen:

Montaigne. — Pascal. — La Rochefoucauld. — Corneille. — La Fontaine. — Racine. — Molière. — Voltaire. — Diderot. — Delille. — Chateaubriand. — Lamartine. — Vigny. — Balzac. — Stendhal. — Hugo. — Musset. — Baudelaire. — Sardou. — Anatole France. —

D'Annunzio. — Rostand. — Jean Lorrain etc. etc.

Es ist mehr feuilletonistisch, als wissenschaftlich geschrieben und stellt das Plagiat nach dem Typus der eingangs erwähnten Gaunertheorie dar. Aus der wissenschaftlichen Plagiatfrage wird ein Sport, Plagiatoren zu erwischen, ohne sich um ihre Motive zu kümmern.

der Sprache abhinge, in welcher der Dieb den Bestohlenen anspricht. Am deutlichsten zeigt sich die Wandlung des Plagiatbegriffes etwa an einem Ausspruch von Lessing in der Vorrede zu seinen Schriften 1753:¹

„Anfangs war ich willens, einige kleinere Stücke durch Zeichen merklich zu machen. Diejenigen nämlich, die ich mir nicht ganz zuschreiben kann und wovon ich die Anlage aus dem und jenem französischen Dichter geborgt zu haben, mir nicht verbergen kann. Doch da dieser Zeichen nur sehr wenige gewesen wären und ich außerdem überlegte, daß es dem Leser sehr gleichgültig sei, wem er eigentlich einen Einfall zu danken hat, wenn er ihm nur Vergnügen macht, so habe ich es gar unterlassen.

Es gibt eine Reihe mehr oder weniger ernst gemeinter pessimistischer Urteile über die Möglichkeit, Plagiate zu vermeiden. Die Aussprüche von Goethe und La Bruyère (die als Motto zitiert sind) sprechen in diesem Sinne. Andere Autoren besagen ähnliches. Vom witzigen *Aperçu* eines Mannes in Schnitzlers „Weg ins Freie“ (im Anschluß an Bielohlawek), „Wissenschaft ist, was ein Jud vom anderen abschreibt“, über Sardous Behauptung, es gebe lediglich eine Reihe dramatischer Situationen, die immer

1) Lessing fand in Paul Albrecht einen strengen Plagiatkritiker. Albrecht begann unter dem Titel „Lessings Plagiate“ im Selbstverlag 1891 ein zehnbändiges Werk (!) herauszugeben (von dem bloß 6 Bände erschienen. Albrecht beging Suicid), in welchem er Lessing als „Plagiomane“ bezeichnet und behauptet, Lessings Werke seien nur Plagiate. Näheres: Bobrzynski „Zur literarischen Plagiatfrage“. 1898.

Ähnlich erging es Voltaire. (M. L. Mayeul Chandron „Des plagiats de Voltaire, ou des imitations de quelques pièces de divers auteurs que ce poète s'est permises“. 1814 im 11. Band von Bulletin Polymathique de Bordeaux.)

Auch Vergil hat seinen Plagiographen gefunden. Darüber sagt Chateaubriand: „Die Argonauten“ von Apollonius aus Rhodos, „Die Medea“ von Euripides, „Der trojanische Krieg“ von Quintus aus Smyrna (das ist die Meinung von Lasërda) wurden von Vergil geplündert ... Perillus Faustinus schrieb ein ganzes Buch, um alle Diebstähle Vergils zu sammeln. Octavius Avitu hat mehrere Bände ausschließlich aus gestohlenen Versen und Stellen der verschiedenen nachgeahmten Autoren dieses großen Dichters zusammengestellt. Man weiß im allgemeinen, daß Vergil Homer übersetzte, aber man weiß nicht, bis zu welchem Grade dies nur Gerede ist. Wenn man es unternehmen würde, die Nachahmungen mit der Feder in der Hand, zu prüfen, ich glaube nicht, daß zwanzig Verse hintereinander übrig bleiben würden, nicht allein in der Aeneis, auch in bukolischen Gesängen, Was bedeutet das alles gegen Vergil? Gar nichts!“

wieder wiederholt werden müssen, über Brissot, der in seinem Werk „Theorie des lois criminelles“ davon abriet, das Plagiat wegen seiner Häufigkeit (!) zu verfolgen, bis zu Anatole France, der gar eine Apologie des Plagiates schrieb („Apologie du Plagiat“, Vie Littéraire 4^e série) — überall der gleiche Skeptizismus.

Für France ist der Plagiator ein Mensch, der ohne Auswahl und ohne Geschmack stiehlt:

„Ein solcher Federfuchser ist unwürdig zu schreiben und zu leben. Wenn aber ein Schriftsteller nur das von anderen nimmt, was für ihn convenabel und profitabel ist, und auszuwählen weiß, dann ist er ein ehrbarer Mensch“ (honnête homme).

In seinem Werk „Matinées de la Villa Saïd“ läßt France eine Person sagen:

„Selten stammt der erste Stoff von ihnen (den Dichtern) selbst. Sie borgen sich ihn aus und machen nichts anderes, als daß sie ihm eine neue Richtlinie geben. Man hat übrigens heutzutage die Tendenz, die Genies herabzusetzen. Das ist modern. Man sucht nach den Quellen ihrer Werke. Ihre Verleumder denunzieren ihre Plagiate. Ihre Fanatiker machen es ebenso. Aber sie legen großen Wert darauf, zu sagen, daß wenn der Pfau dem Häher einige Federn entwendet, um sie seinem Federnschmuck beizumengen, der Häher sich nicht zu beklagen hat, denn der Pfau ehrt ihn damit. Und wenn die Feinde und die Gläubigen eines Kultus sich während zwanzig Jahren um ein Idol bemüht haben, bleibt, wie es scheint, nichts als Staub übrig. Was bleibt von Rabelais nach den Arbeiten seiner Anhänger? Und von Cervantes nach denen seiner Bewunderer? Und von Molière? In der Tat glaube ich, daß sie alle bleiben, was sie waren: sehr große Menschen.“

In diesem Zusammenhange sei an eine Stelle in Benjamin Disraelis (Vater des Lord Beaconsfield) „Curiosités de la littérature“ hingewiesen, in welcher er vom Plagiarismus eines gewissen Richesource (18. Jahrh.) erzählt. Seine Prinzipien legte er in einem Werke nieder, unter dem Titel „Le Masque des Orateurs ou Manière de déguiser toutes sortes de compositions, lettres, sermons, panegyriques, oraisons funebres, dedicaces, discours, etc. . . .“, das geradezu eine Anleitung zum Plagiat darstellt, wobei der Leitgedanke

darin besteht, daß der Bestohlene den Diebstahl gar nicht merken darf. Richesource lehrte:

„Das Plagiat des Redners ist die Kunst, die manche mit viel Geschick innehaben, alle Arten von Vorträgen (sowohl eigene wie solche von fremder Feder) zu verändern und derart unkenntlich zu machen, daß es für den Autor selbst unmöglich wird, sein eigenes Werk wieder zu erkennen, seinen Stil und das Wesen seines Werkes, so geschickt ist alles unkenntlich gemacht . . . Wenn ein Redner z. B. gesagt hat, daß ein Gesandter drei Qualitäten besitzen muß: Ehrlichkeit, Tüchtigkeit und Mut, muß der Plagiator sagen: Mut, Tüchtigkeit, Ehrlichkeit. Das ist natürlich keine allgemeine Regel und wird nicht häufig in die Praxis umgesetzt, weil die Mittel zu einfach sind. Man kann aber, indem man alle Ausdrücke auswechselt, zu einem geradezu originellen Plagiat emporeisen (!). Der Plagiator wird an Stelle von Mut Seelenstärke, Beharrlichkeit oder Charakterstärke setzen. An Stelle von Ehrlichkeit wird er Tugend substituieren“. etc. etc.

Ein anderer Autor — d'Acceilly — meint:

„Dis-je quelques chose assez belle?
L'antiquité toute en cervelle
Prétend l'avoir dite avant moi.
C'est une plaisante donzelle!
Que ne venait-elle après moi?
J'aurais dit la chose avant elle.“

Noch hübscher tröstet sich etwa Paul Scarron (1610—1660) — der selbst von Molière geplündert wurde — wenn er sich selbst beim Plagiiere persifliert:

„Ces vers sont ici d'importance
J'ai fort bien fait de les voler!“

In „L'Almanach des Muses“ von 1791 ist zu lesen:

„Quoi qu'en disent certains railleurs,
J'imité et jamais je ne pille.
— Vous avez raison, monsieur Drille,
Vous imitez . . . les voleurs!“

Und Cyrano de Bergerac verhöhnt mit grimmigem Humor:

„Wenn unser Freund unsere Gedanken stiehlt, ist es ein Beweis, daß er uns schätzt: er würde sie nicht nehmen, wenn er nicht glauben würde, daß sie gut sind. Wir haben Unrecht, uns darüber zu ärgern, daß er in Ermangelung eigener Kinder unsere adoptiert.“

Am einfachsten wird der Grammatiker Aelius Donatus (4. Jahrh. n. Ch.) mit seinen Vorgängern fertig:

„Pereant illi qui, ante nos, nostra dixerunt.“

*

Nicht uninteressant ist das Verhalten der erwischten Plagiatoren. Man könnte diese Frage mit dem Bemerken abtun, es sei dies ein juristisch-kriminalistisches Problem. Dies stimmt nicht. Es kommen da häufig Geständnisse zum Vorschein, die sonst züchtig verschwiegen werden. Es sieht manchmal so aus, als müßten manche Menschen erst beim Plagiiereu erwischt werden, um von ihnen ihre wahre Meinung über das Wesen des Plagiats zu erfahren.¹

Die einen berufen sich darauf, daß alles Plagiat sei, die anderen, daß auch große Dichter plagiiert haben, andere beschuldigen die Plagiierten des Plagiats. Oder der Spieß wird umgedreht. (So beantwortet Sardou eine Plagiatbeschuldigung mit einem Buche „Mes Plagiats“, in welchem er im Vorhinein mögliche Plagiatbeschuldigungen widerlegte.) Oder: Die Plagiatoren nehmen die große Pose ein: Etwa d'Annunzio beim Vorwurf, sein „Il piacere“ sei „Peladan“ entlehnt.

Am aufrichtigsten ist die Ratlosigkeit der Plagiatoren aus rein unbewußten Motiven, die natürlich in der Realität am schlechtesten abschneiden, da ihnen die unbewußten Motive kein Mensch glaubt.

*

Die Plagiatforschung mit den Mitteln der Bewußtseinspsychologie hat — wie wir sehen — versagt. Sie kommt über die Gaunertheorie nicht hinaus. Es entsteht die Frage, ob mit analytischen Mitteln das Problem lösbar erscheint. Die Frage ist zu bejahen, ein erster Versuch soll im folgenden gemacht werden.

Welche Behauptungen der Analyse sind für die Plagiatforschung verwertbar? Die großartigen Entdeckungen Freuds vom Unbewußten,

1) Den Grundzug der Ablehnungsversuche versteht man am besten, wenn man sich folg. Anekdote (W. Rode, „Lesebuch für Angeklagte“) zu Gemüte führt: Ein vermögender Mann und seine Geliebte werden mit einem 7jährigen Kinde in einer dem Wortlaute des Gesetzes nach als unzünftig zu qualifizierenden Situation ertappt. Ein bedeutender Verteidiger übernimmt den Fall und sagt etwa: Es sei grotesk, seinem Klienten zuzumuten, er hätte sich am Kinde vergriffen. Wahr ist vielmehr, daß sein Klient Anhänger der Eugenetik und des Aberglaubens sei. Seine Geliebte sei schwanger: Er glaube an das „Sich-Verschauen“ und zog das Kind bloß deshalb nackt aus, damit das Phänomen des Sich-Verschauens zustande komme und seine Geliebte ein gleich schönes Kind — wie das zur Schau gestellte — zur Welt bringe.

der Verdrängung, Identifizierung, unbewußten Schuldgefühl, müssen herangezogen werden.

Freud selbst hat sich (1923) — indirekt — zum Problem geäußert. („Josef Popper-Lynkeus und die Theorie des Traumes“ Bd. XI, der Gesamtausgabe pg. 295 ff.) Es heißt dort:

„Über den Anschein wissenschaftlicher Originalität ist viel Interessantes zu sagen. Wenn in der Wissenschaft eine neue Idee auftaucht, die zunächst als Entdeckung gewertet und in der Regel als solche auch bekämpft wird, so weist die objektive Erforschung bald nach, daß sie eigentlich doch keine Neuheit ist. In der Regel ist sie schon wiederholt gemacht und dann wieder vergessen worden, oft zu sehr weit voneinander entfernten Zeiten, oder sie hat wenigstens Vorläufer gehabt, wurde undeutlich geahnt oder unvollkommen ausgesprochen. Das ist zu genau bekannt, als daß es einer weiteren Ausführung bedürfte.

Aber auch die subjektive Seite der Originalität ist der Verfolgung würdig. Ein wissenschaftlicher Arbeiter mag sich einmal die Frage stellen, woher die ihm eigentümlichen Ideen kommen, die er an sein Material herangebracht hat. Dann findet er von einem Teil desselben ohne viel Besinnen, auf welche Anregungen er zurückgeht, welche Angaben von anderer Seite er dabei aufgegriffen, modifiziert und in ihre Konsequenzen ausgeführt hat. Von einem anderen Anteil seiner Ideen kann er nichts ähnliches bekennen, er muß annehmen, diese Gedanken und Gesichtspunkte seien in seiner eigenen Denkfähigkeit — er weiß nicht wie — entstanden, durch sie stützt er seinen Anspruch auf Originalität.

Sorgfältige psychologische Untersuchung schränkt diesen Anspruch noch weiter ein. Sie deckt verborgene, längst vergessene Quellen auf, auf denen die Anregung der anscheinend originellen Ideen geflossen ist, und setzt an Stelle der vermeintlichen Neuschöpfung eine Wiederbelebung des Vergessenen in der Anwendung auf einen neuen Stoff. Daran ist nichts zu bedauern; man hatte ja kein Recht zu erwarten, daß das „Originelle“ etwas Unableitbares, Indeterminiertes sein würde.¹

Diese für Originalitätsadepten nicht sehr trostreichen Worte sind geradezu eine wissenschaftliche Begründung der Meinung Goethes:

1) Unterstreichungen sind nicht im Original.

„Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken,
Das nicht die Vorwelt schon gedacht?“

Andere publizierte analytische Arbeiten zu unserem Thema gibt es meines Wissens nicht.¹

Entsprechend der vorgeschlagenen Formulierung — Plagiat ist Ausgeben fremden geistigen Eigentums für das eigene ohne Zitierung des wahren Urhebers, wobei — je nach Art des Plagiats — der Anteil unbewußter Motive, der immer vorhanden ist, größer oder geringer ist — wollen wir aus praktischen Gründen zwei Gruppen unterscheiden: Plagiate mit und Plagiate ohne Beteiligung des Bewußtseins. Es sei wiederholt, daß beiden unbewußte Motive zugrunde liegen. Die Genese eines Plagiats mit Beteiligung des Bewußtseins ist sogar viel undurchsichtiger, als die der zweiten Gruppe, bei der einige Erklärungsversuche gewagt werden, während die scheinbar so einfachen „bewußten“ Plagiate nur beschrieben werden können.

A) Plagiate mit Beteiligung des Bewußtseins.

1. *Das zynische Plagiat.* Es ist dies eine Plagiatform, bei der der Plagiator — wenn er ertappt wird — zynisch zugibt, er mache zwischen mein und dein keine so strengen Unterschiede, oder behauptet, daß ein vielbelesener Mensch sich nicht erinnern könne, ob er plagiiere, oder Originelles leiste. Ein anderer Typus, der in diese Gruppe gehört, wäre etwa Stendhal, der trotz des ihm nachgewiesenen Plagiats an Carpani sein Haydnbuch (das er 1814 ursprünglich unter einem Pseudonym veröffentlichte, siehe Seite 399) im Jahre 1831 unter eigenem Namen neu verlegte. — Wir wissen nichts über

1) Nach Abschluß dieser Arbeit habe ich erfahren, daß Dr. Paul Federn vor 10 Jahren in der Wr. Psychoan. Vereinigung einen Vortrag über das unbewußte Plagiat gehalten hat. Der Inhalt des Vortrages, der nicht publiziert wurde, war mir bis zur Diskussion meines Vortrages in der Wr. Vereinigung unbekannt, und beschäftigte sich, wie eine Bemerkung Dr. Federns ergab, mit einer anderen Seite des Plagiats.

Aus der Frühzeit der Analyse gibt es eine Arbeit von C. G. Jung aus dem Jahre 1902. Die Arbeit („Zur Psychologie und Pathologie sog. okkultur Phänomene“) ist vergriffen und war mir nicht zugänglich. Bleuler zitiert sie in seiner Psychiatrie. („Jung hat Nietzsche eine Kryptomnesie nachgewiesen, indem ein Abschnitt aus der Seherin von Prevorst in den Zarathustra hineingeraten ist, und zwar in ganz sinnloser Weise.“ Aus dem Zusammenhang bei Bleuler scheint hervorzugehen, daß Jung von unbewußten Mechanismen (hysterische Identifizierung?) spricht.

die Psychologie der zynischen Menschen,¹ zumindest ist in der analytischen Literatur nichts veröffentlicht. Bemerkte sei, daß der Zynismus dieser Plagiatoren immer erst post festum hervortritt. Ein Plagiator, der zynisch schon im Vorhinein auf sein Plagiat aufmerksam macht, ist heute kaum denkbar. Daß dies früher vorkam, beweist der zitierte Vers von Scarron (siehe Seite 402).

2. *Das präventive Plagiat.* X plagiiert Y, beschuldigt aber, um den Verdacht abzulenken, und im Vorhinein die erwarteten Anklagen zu entwerfen, Y des Plagiats. Begreiflicherweise ist diese Plagiatform klipp und klar niemals zu beweisen, außer durch ein Geständnis X's. Dagegen kommt es vor, daß Beschuldigungen — mit Recht oder Unrecht kann schwer entschieden werden — dieser Art erhoben werden.

Diese Form des Plagiats — erst Schimpfen dann Plagiiere — kannte schon Martialis:

„Daß du zu neidisch bist auf meine Bücher, beständig
Schmähest, verzeih' ich: du bist, Dichter, beschnittener, klug.
Das auch kümmert mich nicht, daß du trotz Tadelns die Verse
Plünderst: du bist auch so, Dichter, beschnittener, klug.
Das nur peinigt mich, daß, in Solyma selber geboren,
Meinen Knaben du mir, Dichter, beschnittener, verführst.
Siehe, du leugnest es ab und schwörst bei des Donnerers Tempel
Schwörs bei Anchialus, sonst glaub' ich, Beschnittner, dir nicht.

Buch XI. Epigramm 94.

Manchmal wird ein Plagiat durch herabsetzende Angriffe eingeleitet, oder der Plagiierte wird im nachhinein herabgesetzt.²

1) Wohl gibt es in der analytischen Literatur eine Reihe von Untersuchungen über den zynischen Witz: Freud „Der Witz und seine Beziehungen zum Unbewußten.“ Ges. Werke Bd. IX. — Reik „Über den zynischen Witz“ Imago II. 1913. — Hitschmann „Zur Psychologie des jüdischen Witzes“ Psychoan. Bewegung II. 1930. pg. 580 ff. — Ein Vortrag Theodor Reiks über „Psychologie des Zynismus“ am 29. V. 1912 in der Wr. Vereinigung ist nicht publiziert.

2) So erzählt z. B. Maurevert (o. c. pg. 105/106.): Eines Abends, als Voltaire nach dem Abendessen in Begleitung von Mme. du Châtelet im Park von Cirey spazieren ging, begeisterte er sich über die Schönheit des Sternenhimmels. „Dies könnte ein herrliches Gedicht werden!“ rief die Marquise aus. „Sicher“, antwortete Voltaire, „Inzwischen sage ich eines aus dem Stegreif.“ Und nach einigem Nachdenken rezitierte er folg. Verse, die in seinen gemischten Gedichten zu finden sind:

Tout ce vaste océan d'azur et de lumière
Tiré du vide même et formé sans matière,
Arrondi sans compas, et tournant sans pivot,
A peine a-t-il coûté la dépense d'un mot.

Den Vorwurf des präventiven Plagiats — allerdings in versteckter Form — erhob Eckhardt gegen Voltelini. (Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Germanistische Abt., Bd. 49, pg. 540 und 732. Weimar 1929.) Es liegt folgender Tatbestand zugrunde: Voltelini besprach eine Arbeit Eckhardts in einer für Eckhardt nicht sehr schmeichelhaften Form. Eckhardt replizierte: „Eine solche Kritik ist unverantwortlich. Voltelini muß wissen, daß es für einen Editor keinen schärferen und vernichtenderen Vorwurf geben kann, als den der mangelnden Akribie . . . V. übernimmt (in einer anderen Arbeit Anm. d. Verf.) meine Ergebnisse ausnahmslos, ohne mich als Urheber zu nennen, ja er schickt seinen Ausführungen ein Literaturverzeichnis voraus, indem er meine Schriften einfach verschweigt . . . Es wird mir schwer zu glauben, daß V. diesen Schritt bona fide getan hat . . . Da ich trotz allem den Vorwurf doloser Handlungsweise gegen V. nicht erheben will . . .“

Der sehr ausführliche Streit (der im Original nachgelesen werden müßte) macht freilich den Eindruck, daß Eckhardt Voltelini Unrecht tut. Keiner der Gegner weiß etwas von der Macht unbewußter Motive.

3) *Das entlarvende oder provokatorische Plagiat*: Es handelt sich um Verwendung von Plagiaten zum Zwecke des „Entlarvens“. Dabei gibt es einige Spielarten: a) In einer politischen Partei tobt ein Kampf zweier Fraktionen. Die eine Fraktion hat das Parteiblatt in Händen. Um die Gegenfraktion hereinfallen zu lassen, wird an prominenter Stelle ein Aufsatz veröffentlicht, der die Gegenpartei zu Protesten, Resolutionen etc. veranlaßt. Nachdem dies geschehen, veröffentlicht die Parteiblatt-Fraktion eine Notiz des Inhalts, daß durch ein Versehen des Setzers die Unterschrift unter dem betreffenden Artikel weggeblieben, die natürlich (Nennung des unantastbaren Parteigottes, am besten eignen sich Tote dazu) so und so lauten müßte.

Voltaire hatte ein glänzendes Gedächtnis. Es hat ihm auch diesmal geholfen: denn dieses improvisierte Gedicht war ein Jahrhundert früher gedichtet worden:

Tous ces vastes pays d'azur et de lumière,
Tirés du sein du vide et formés sans matière,
Arrondis sans compas et tournant sans pivot
Ont à peine coûté la dépense d'un mot.

Es ist zu lesen in den poetischen Werken von P. Lemoine, die 1671 herausgegeben wurden. Denselben Lemoine hatte Voltaire in seinem „Catalogue des écrivains du siècle de Louis XIV“ abgeurteilt „er hätte weder Geschmack noch Kenntnis vom Wesen seiner Sprache“.

b) In einem Buch über Südamerika (von Katz) ist folgende lustige Geschichte zu lesen: In einem südamerikanischen Parlament wird über die Korruption der Regierungspartei gesprochen. „Es ist etwas faul im Staate Dänemark!“ deklamiert der Oppositionsredner pathetisch. „Un-erhört“ antwortet ein Regierungsabgeordneter empört. „Diese Beleidigung einer befreundeten Nation wird uns noch internationale Verwicklungen zuziehen . . .“ Wenn der Oppositionelle in Kenntnis der Unkultur und Engstirnigkeit seines Gegners nur deshalb Shakespeare zitierte, um seine Unbildung zu entlarven, gehört dieses Plagiat in diese Gruppe.

c) Einiges von dem, was in Wien „Grubenhund“ genannt wird. So figurierte z. B. vor einiger Zeit ein ganzer Abschnitt von Remarques „Im Westen nichts Neues“ in einem rechtsradikalen Blatt. Das Blatt nahm ahnungslos diese Schilderung als Einsendung eines Parteimitgliedes in ihren Spalten auf, obwohl es sonst Remarque heftigst bekämpfte.

d) In den „Blättern des Burgtheaters“ in Wien erschien 1920 ein Aufsatz von Georg Kulka unter dem Titel „Der Gott des Lachens“. Es war dies eine fast wörtliche Wiedergabe einer Stelle aus Jean Pauls „Vorschule der Ästhetik“. Des Plagiats von Karl Kraus beschuldigt, erklärte Kulka, er wollte J. Paul wieder in Erinnerung bringen, was ihm auf anderem Wege nicht gelang.¹

e) Im politischen Kampf werden oft — um den Gegner zu widerlegen oder zu entlarven — frühere Ansichten des Bekämpften zitiert, ohne den Urheber zu nennen, mit der Spekulation, der Gegner werde seine längst aufgegebenen Ansichten nicht als seine eigenen agnoszieren und gegen sich selbst polemisieren.

4) *Plagiat mit Schnelligkeitsrekord.* Der typische Fall zweier Konkurrenten — man denke an zwei klinische Assistenten —, die auf Umwegen einiges vom Arbeitsgebiet des anderen erfahren (vielfach ist ja gerade die Idee und nicht die Einzelheit das Wichtige). Nun hebt ein Schnelligkeitsrekord an, bei dem meist der Unfähigere aber Fixere siegt. Überflüssig zu sagen, daß damit keineswegs die Möglichkeit geleugnet wird, daß zwei Menschen unabhängig von einander auf die gleiche Idee kommen.

5) *Das autoritative Plagiat.* Der Vorgesetzte entwertet dem Unter-

1) Es ist für unseren Zweck unwichtig, ob die Angaben Kulkas richtig oder unrichtig sind.

gebenen (wirtschaftlich Abhängigen), eine Idee (Werk), wobei der Jüngere mit den Worten: „Was daran neu ist, ist falsch, was daran richtig ist, ist alt“ abgespeist wird. Nach einiger Zeit wird die abgelehnte Idee etwas verändert, von autoritativer Seite als der Wahrheit letzter Schluß publiziert.¹ Die unleugbare Existenz dieser Plagiatform darf nicht darüber täuschen, daß andererseits alle bedeutenden Männer mit geradezu läppischen Plagiatbeschuldigungen von Geisteskranken oder Neurotikern zu kämpfen hatten.

6) *Plagiat mit Rückversicherung*: Die Grenze zwischen Zitat und Plagiat ist eine schmale und hängt vielfach vom Kultur- und Bildungsniveau der Zuhörer oder Leser ab. Was in dem einen Kreis Zitat ist, ist im anderen bereits Plagiat. Nun wird vielfach „Bekanntes“ nicht zitiert. Klopft man solchen ideenreichen Menschen auf die Finger, antworten sie empört, sie hätten geglaubt, mit gebildeten Menschen zu tun zu haben... Oder: Bei einer Buchwidmung zu Geschenkzwecken wird ein Zitat aus diesem Buche vorausgestellt mit der Unterschrift des Schenkers. Es sieht so aus, als handle es sich um einen Ausspruch des Spenders...

7) *Feindschaftsplagiat*: Man zitiert oder publiziert einen Ausspruch des Autors Y. und gibt ihn als seinen eigenen aus. Auf erregten Protest wird vom Betreffenden nonchalant zugegeben, Z. (ein anderer Autor) hätte Ähnliches auch schon gesagt. Mit sophistischer Spitzfindigkeit wird bewiesen, daß die Behauptung doch von Z. stamme. Nach einiger Zeit ist es so weit, daß eine heillose Konfusion entsteht, die hervorgerufen wird, um den Tatbestand zu verdunkeln. Eine andere Modifikation besteht darin, daß das Plagiat nicht zum Zweck der Selbsterhöhung vorgebracht wird, (also: man gibt sich nicht als Autor aus) sondern nur um jemand anderen herabzusetzen, resp. dessen Verdienste zu schmälern. Das in manchen Kreisen übliche falsche Zitieren gehört hierher.

An der Grenze zwischen bewußtem und unbewußtem Plagiat²
können sich einige der geschilderten Fälle abspielen, insofern als das

1) Ähnliches geschieht, wenn eine anerkannte Autorität (auch ohne persönlichen Kontakt) Meinungen eines Unbekannten publiziert. So wurde z. B. Lombroso wegen eines Plagiats an dem damals wenig bekannten Crepieux Jamins verurteilt. Näheres siehe Dr. Georg Meyer „Die wissenschaftlichen Grundlagen der Graphologie“ 1925, S. 11. Fußnote 8.

2) In der Diskussion dieses Vortrages in der Wr. Vereinigung machte Frl. Anna Freud auf eine an der Grenze zwischen bewußtem und unbewußtem Plagiat liegende Plagiatform aufmerksam, die sie „moralisches Plagiat“ zu nennen vorschlug.

ursprünglich bewußt vorgebrachte Plagiat nach einiger Zeit vom Plagiator geglaubt wird und er nicht mehr weiß, daß er plagiiert. Ein anderer Grenzfall ist :

8) *Das Plagiat mit Reservatio mentalis.* Bei dieser Plagiatform kann man geradezu das Plagiat in statu nascendi beobachten. Voraussetzung : Ein Mensch (X), über den Y. sich lustig macht, hätte eine Behauptung aufgestellt, die von Y. als blanker Unsinn angesehen wird. Die Meinung des X. wird nun von Y. — noch im vollen Bewußtsein, es handle sich um X. — ironisch vorgebracht. Nach einiger Zeit entpuppt sich die verhöhnte Ansicht als richtig. Beiläufig zu gleicher Zeit ist sie bereits die Ansicht Y's geworden.

B) Plagiate ohne Beteiligung des Bewußtseins.

Beim heutigen Stand des analytischen Wissens ist die Behauptung, es handle sich beim unbewußten Plagiat um eine unbewußte partielle Identifizierung beinahe eine Banalität. Die Schwierigkeit beginnt erst, wenn man sich klar macht, daß Identifizierung nichts einheitliches ist, daß es sehr verschiedene Arten der Identifizierung gibt und daß wir bei jeder Identifizierung beim Plagiat uns über das Motiv, ferner die Form der Identifizierung und endlich die Unterbringung des Schuldgefühls Rechenschaft geben müssen. Es ist klar, daß alle Schwierigkeiten der Identifizierungslehre Schwierigkeiten auch beim Verständnis des Plagiats ergeben werden, da es mindestens so viele Formen des unbewußten Plagiats gibt, als unbewußte Identifizierungsformen existieren.

Charakteristisch für das unbewußte Plagiat ist die unbewußte, partielle Identifizierung¹ (dabei natürlich Verdrängung des Urheber!) und Projektion des Über-Ichs nach außen. Zum

Nach Ferenczi mache das Kind beim Aufbau seines Über-Ichs ein Stadium der Heuchelei mit, in welcher die Ansichten der Erwachsenen vorerst nur scheinbar akzeptiert werden. Im weiteren Verlaufe schreite das Kind gewissermaßen vom bewußten zum unbewußten Plagiat vor. Vielleicht könnten die Menschen das Plagiierten deshalb so schwer lassen, weil es von ihnen in einer gewissen Phase der Entwicklung direkt verlangt werde.

1) Freud faßt die Identifizierung als früheste Äußerung einer Gefühlsbindung an eine andere Person auf.

Über-Ich, das die strafende Funktion übernimmt (Strafe: Entlarvt werden), wird eine kleine Gruppe von Personen, manchmal nur eine Person, ernannt. (Beim Literaten sein Literatenzirkel, beim Wissenschaftler die Kollegen etc.) Die Identifizierung ist im Vorhinein ambivalent¹ und enthält neben positiven Strebungen (Bewunderung) auch oral-sadistische Elemente. Man „verseist“ und eliminiert dadurch den Urheber. („Le genie assassine ceux qu'il pille“ sagte Sainte-Beuve in einem anderen Zusammenhang.) Der Plagiator entledigt sich seines Schuldgefühls, indem er sein Über-Ich nach außen projiziert und unbewußt von der Außenwelt Strafe erwartet. (Entlarvung des Plagiats.) Das erklärt vielfach die Plumpheit vieler Plagiate.

Woher stammt der Lustgewinn (und in Konsequenz das Schuldgefühl) beim Einfall oder Schaffen des Plagiats? Es ist ein Gemisch von narzißtischem Selbsterhöhungsgefühl (der Plagiator ist ja der große Mann, mit dem er sich identifiziert), von Angsterspasmus (der Plagiator erspart sich die Angst mit seinen Ansichten Konflikt zu erregen, der Bestohlene hat ja die Verantwortung) und sadistisch gefärbter, fast könnte man sagen — aktiver Kastrationslust. Endlich dürfte auch die magische Bedeutung der Worte von Wichtigkeit sein.

Die Zahl der unbewußten Plagiate — vor allem die Ursachen dieser Plagiate — sind so verschieden, daß Näheres erst bei den Spezialformen besprochen werden kann. Es wäre verlockend, vom unbewußten Plagiat als Einheit zu sprechen. Doch macht es die Vielheit der Identifizierungsformen und Identifizierungsursachen unmöglich.

9) *Das verhinderte oder selbstentlarvende Plagiat.* Dieser Plagiatansatz passiert ausnahmslos jedem. Es fällt einem etwas ein (Gedanke, Idee, Projekt, wissenschaftliche These, musikalisches Motiv), der fürs Plagiat typische Lustgewinn stellt sich ein und einige Zeit darauf merkt man

1) „Die Identifizierung ist von Anfang an ambivalent, sie kann sich ebenso zum Ausdruck der Zärtlichkeit, wie zum Wunsch der Beseitigung wenden. Sie benimmt sich wie ein Ahkömmling der ersten oralen Phase der Libidoorganisation, in welcher man sich das begehrte und geschätzte Objekt durch Essen einverleibt und es dabei als solches vernichtet. Der Kannibale bleibt bekanntlich auf diesem Standpunkt stehen; er hat seine Feinde zum Fressen lieb und er frisst die nicht, die er nicht irgendwie lieb haben kann“. Freud in „Massenpsychologie und Ich-Analyse“. Ges. Werke. B. VI, pg. 304.

selbst, daß die „große Entdeckung“ von jemand anderem stammt.¹

Die Folge ist immer ein starkes Unbehagen, das bis zur kurzdauernden Depression sich steigern kann. Hier wird also das Über-Ich noch nicht nach außen projiziert, sondern waltet seines Amtes intern. Das Strafbedürfnis wird in Form der Depression erledigt. Als Motiv können alle beim unbewußten Plagiat aufzuzählenden Ursachen in Betracht kommen. Diese Form des rechtzeitig verhinderten Plagiats ist gewissermaßen ein Torso. Dem ersten Akt folgt kein zweiter: Zum Plagiierten gehört ja das Veröffentlichen in irgend einer Form (Rede, Schrift). Wer bestreitet, diese Form des intendierten, aber nicht ausgeführten Plagiats aus eigener Anschauung zu kennen, für den gilt das viel zitierte Wort von der Onanie: Wer leugnet, jemals onaniert zu haben, tut es noch.

12) *Plagiat auf Grund des gleichen ätiologischen Anspruchs.* Der Identifizierungsmechanismus ist der von Freud unter diesem Titel beschriebene.² Es ist eine partielle Identifizierung auf Grund des sich in die gleiche Lage Versetzenkönnens oder -wollens, wobei vom Objektverhältnis zur kopierten Person abgesehen wird. In diese Gruppe gehören viele unbewußte Plagiate, die „denen es just passiert“, im Nachhinein so unverständlich sind. Interessant ist, daß das Zustandekommen keineswegs an eine Hysterie gebunden ist.

Das Plagiat dieser Gruppe kann auch als passageres Symptom bei praktisch Gesunden vorkommen.³

1) Daß solche „selbstentlarvende“ Plagiate auch im Traum verarbeitet werden können, beweist die Mitteilung eines älteren Kollegen, der mir nach Anhören des Vortrages erzählte, er hätte vor vielen Jahren, als er noch Gedichte verfaßte, einen Traum gehabt, in welchem ihm eine Person sagte: „Du hast heute ein schönes Gedicht von Gottfried Keller gemacht.“

2) Freud Ges. Werke VI — „Massenpsych. und Ich-Analyse“, pg. 305 ff. Freud gibt das Beispiel des Pensionatsmädchens, das einen Brief vom geheim Geliebten bekommen hat, der ihre Eifersucht erregt und auf den sie mit einem hysterischen Anfall reagiert. Einige ihrer Freundinnen werden diesen Anfall auf dem Wege der psychischen Infektion übernehmen. Die anderen möchten auch ein geheimes Liebesverhältnis haben und akzeptieren unter dem Einfluß des Schuldbewußtseins auch das damit verbundene Leid.

3) Ein Beispiel dieser Art ist möglicherweise die Plagiatbeschuldigung gegen den Nobelpreisträger Barany. (Acta Oto-laryngologica, Stockholm 1922, Vol. III, Fasc. 4. „Barany und die Wiener Universität.“) Gegen Barany wurde 1916 u. a. der Vorwurf erhoben, „er habe sich unberechtigterweise als Entdecker des Kalorischen Nystagmus und

13) *Plagiat aus entlehntem Schuldgefühl.* Der Identifizierungsmechanismus ist der von Freud beim entlehnten Schuldgefühl beschriebene.¹

Es werden z. B. häufig Ansichten krampfhaft und gegen bessere Einsicht festgehalten und öffentlich verfochten, von denen die Außenstehenden mit Recht behaupten, sie können unmöglich die wirklichen Ansichten des Betreffenden sein, er sei längst darüber hinausgewachsen. Dabei handelt es sich meist um Ansichten, die die Person, der die Objektbeziehung galt, längst als irrig oder überholt aufgegeben hat.

Identifizierungen mit dem erfolgreicheren Rivalen, zu welchem eine libidinöse Bindung besteht, mit konsekutiven Plagiaten, gehören hieher.

14) *Plagiat nach Typus: Erledigung einer Objektbeziehung.* Wir wissen von Freud, daß die Identifizierung die Art ist, wie das Es Objekt-

des Naturgesetzes der Abhängigkeit der Fallrichtung von der Kopfhaltung bei vestibulären Reizen ausgegeben.“ Im Spruch der Fakultät heißt es wörtlich:

„Dr. Barany hat sich als Entdecker des Naturgesetzes der Abhängigkeit der Fallrichtung vor der Kopfhaltung bei vestibulären Reizen ausgegeben, obgleich er wissen mußte, daß dieses schon von Purkinje gefunden und dann von Mach und Breuer genau erforscht war,

In der Tat, sagt die Verteidigungsschrift der Herausgeber der „Acta“, hat Barany in seiner ersten zusammenfassenden Arbeit (M. f. O. 1906, p. 36 des Separatabdrucks) bei der Beschreibung der Abhängigkeitsbeziehungen zwischen Fallrichtung und Kopfhaltung angegeben, daß die diesbezüglichen Tatsachen aus Purkinjes Beobachtungen zwingend folgen und von Breuer bereits 1874, S. 25, mitgeteilt wurden. Dagegen hat er auf dem Budapester Kongreß 1909 und in späteren Publikationen sich selbst die Entdeckung dieses Gesetzes zugeschrieben.

In seiner Verteidigungsschrift gesteht Barany, daß er sich einen Irrtum habe zuschulden kommen lassen, indem er die Arbeit Breuers total vergessen habe. Zu seiner schmerzlichen Betroffenheit habe er dieses aus der Anklageschrift ersehen. Er wäre jedem Autor sehr dankbar gewesen, der ihn auf diesen historischen Irrtum aufmerksam gemacht hätte, es hätte dies aber nicht in einer geheimen Sitzung geschehen müssen. Breuer selbst habe niemals einen Anwurf gegen ihn erhoben. Auch werde Breuer gewiß gern bezeugen, daß ihm (Barany) keine mala fides zuzutrauen sei

In einem Brief an Barany teilt Breuer mit, was er in der Senatssitzung zu dieser Sache bemerkt hat. „Da liegt“, habe er gesagt, „allerdings eine Priorität meinerseits vor, aber es ist ausgeschlossen, daß Sie die Anerkennung derselben absichtlich unterlassen hätten. Nicht bloß weil Sie viel zu gut gegen mich sind, sondern auch weil mein Anteil an der Erforschung der Labyrinthfunktion so bekannt und anerkannt ist, daß eine Verschleierung desselben durch Unterlassung des Zitats unmöglich wäre.“

1) Freud. Ges. Werke, Band VI, pg. 395 „Das Ich und das Es“: „Entlehntes Schuldgefühl ist das Ergebnis der Identifizierung mit einer anderen Person, die einmal Objekt einer erotischen Besetzung war. Eine solche Übernahme des Schuldgefühls ist oft der einzige, schwer kenntliche Rest der aufgegebenen Liebesbeziehung“.

beziehungen aufgibt.¹ Beispiele: Identifizierung mit dem Analytiker am Ende der Analyse, oder: Ende von normalen Liebesbeziehungen. („Bei Frauen, die viel Liebeserfahrungen gehabt haben, glaubt man, die Rückstände ihrer Objektbesetzungen in ihren Charakterzügen leicht nachweisen zu können.“ (Freud „Ich und Es“, pg. 373.) Das gleiche gilt für Männer. Wird etwa am Ende einer Beziehung publiziert, ist der „Rückstand“ der Objektbeziehung nachweisbar.

15) *Plagiat nach dem Typus: Angstüberwindung.* Voraussetzung ist eine vom künftigen Plagiator als überwältigend empfundene Persönlichkeit, die ihm imponiert und vor der er Angst hat.² Plötzlich wird er aber — durch Identifizierung mit dem „Zauberer“ — vorübergehend angstfrei. Das Strafbedürfnis äußert sich im unbewußten Erwischtwerdenwollen. Häufig wird die Strafe provokatorisch herbeigeführt.

Ich glaube, daß in den Anfangsstadien der Analyse³ diese Form des Plagiats häufig zustande kommt.⁴

So erklärt sich z. B. daß nicht nur Ansichten des Analytikers als eigene ausgegeben werden, wobei der Patient keine Ahnung hat, daß sie vom Analytiker stammen,⁵ sondern auch provokatorisch der

1) Freud, Ges. Werke, Band VI, pg. 373. „Das Ich und das Es“: „Soll oder muß ein solches Sexualobjekt aufgegeben werden, so tritt dafür nicht selten die Ichveränderung auf, die man als Aufrichtung des Objekts im Ich wie bei der Melancholie beschreiben muß; die näheren Verhältnisse dieser Ersetzung sind uns noch nicht bekannt. Vielleicht erleichtert oder ermöglicht das Ich durch diese Introjektion, die eine Art von Regression zum Mechanismus der oralen Phase ist, das Aufgeben des Objekts. Vielleicht ist diese Identifizierung überhaupt die Bedingung, unter der das Es seine Objekte aufgibt“.

2) Hinter jeder Bewunderung steckt bekanntlich auch ein Stück Angst.

3) Viele Formen des Plagiats, natürlich psychologisch und nicht juristisch gemeint, können wir in der Analyse studieren. Es gibt kaum eine solch günstige Gelegenheit, das Entstehen eines Plagiats zu verfolgen, wie gerade die Psychoanalyse. Der Ausgangspunkt dieser Arbeit sind Beobachtungen während der Analyse an Neurotikern. In der Diskussion dieses Vortrages in der Vereinigung meinte Dr. Federn, daß man geradezu die Fortschritte der Analyse beim Patienten an seinen Plagiaten beobachten kann, daß also das Plagiat in der Analyse etwas Erfreuliches sei.

4) Überflüssig zu sagen, daß andere Motive der Identifizierung mit dem Arzt dadurch nicht geleugnet werden. Es ist eben nur eine Determinante mehr.

5) Diese Form des Plagiats hat nichts mit einer anderen, ebenfalls in der Analyse studierbaren zu tun, bei welcher der Patient, ohne zu sagen, daß er in Analyse ist, plötzlich in der Außenwelt ein aggressiver Verteidiger analytischer Thesen wird und infolge seiner Widerstände die Gegenargumente, die er scheinbar aufgegeben hat, vom

Spieß umgedreht wird und mit diesen Ansichten gegen die Analytiker polemisiert wird: Z. B. Ich sagte einem Patienten einmal scherzweise, sein Masochismus sei ein Perpetuum mobile. Er ließ sich das erklären. (Patient war wegen Pseudodebilität in Analyse!) Einige Wochen darauf wiederholte er die Behauptung und antwortete auf meine Frage, woher er das Wort „Perpetuum mobile“ kenne, ein Musikstück von Strauß (er meinte eines von Johann Strauß) hätte diesen Namen. Der Name sei ihm aufgefallen und er hätte seinen Freund R. gefragt, was er bedeute. Eine andere Patientin, die schwer oral fixiert war und in Zeiten ihrer Depression nicht arbeiten konnte, und sich von der Mutter erhalten ließ, sagte einmal zu Beginn der Ordination: Es ist ganz falsch, wenn Sie behaupten, Arbeit sei für viele Menschen unangenehm. Sehen Sie denn nicht, daß ich an die Mutter fixiert bin und deshalb nicht arbeiten kann, weil ich mich von ihr wie ein Kind ernähren lassen will?“

(Gerade die orale Bindung an die Mutter wurde ihr seit Monaten gedeutet, die Bemerkung, Arbeit sei für die meisten Menschen nichts Angenehmes, war eine — anlässlich der stereotypen Klagen der Patientin — gelegentlich geäußerte Feststellung.) Es ist klar, daß neben anderen Motiven (sadistische Übertragung, aktive Kastrationslust)¹, ein deutlich provokatorischer Charakter — Wunsch bestraft zu werden — der Äußerungen nicht zu verkennen ist.

16) *Plagiat nach dem Typus: Captatio benevolentiae*. Ausgangspunkt ähnlich wie bei Fall 15. Man will von einer als imponierende Persönlichkeit empfundenen Person geliebt werden, hat aber den Eindruck der Unzugänglichkeit. Die Identifizierung erfolgt und man bietet sich dem „Zauberer“ quasi zur narzißtischen Objektwahl dar, etwa nach der Formel: „Du mußt mich lieben, denn ich bin wie du, und dich liebst du doch!“ Auch diese Form ist im Anfangsstadium der Analyse studierbar.

17) *Anlehnungsplagiat*. Ein zwangsneurotischer Patient — ein Musiker

anderen zu hören erwartet und gewöhnlich auch zu hören bekommt. Es hat dann sein „Loyalitäts-Alibi“ („ich habe die Analyse verteidigt“), andererseits berichtet der Patient mit kaum verstellter Schadenfreude die „vernichtende Kritik“ der Anderen. Es handelt sich um eine Form des Widerstandes.

1) Die Frage, ob dieses Motiv gerade bei Plagiaten von Frauen eine größere Rolle spielt, ob es nicht etwas der Kleptomanie ähnliches gibt, wäre der Untersuchung wert. Es ist vielleicht nicht überflüssig hinzuzufügen, daß diese Vermutung nichts gegen die geistige schaffende Frau, deren Ideen oft origineller sind als die der Durchschnittsmänner, aussagen will.

— begann in einer bestimmten Phase der Analyse zu komponieren und hatte mit seinen Kompositionen Erfolg. Es fiel aber auf, daß die ersten Takte meistens mehr oder weniger anderen Komponisten „entlehnt“ waren. Als er einmal bei einer Publica sich einiges notierte, machte er die Entdeckung, daß in diesem Falle alles gestohlen war. Der Patient war in allem „der Zweite“. „Der Erste“ durfte er — aus seiner damals ungelösten Ödipusbeziehung zum Vater — nicht sein. Er wich — unter dem Drucke der Kastrationsangst und seiner passiv-homosexuellen Hingabe zum Vater — dem Konflikte aus.¹

Es ist eine interessante Frage, ob nicht vieles von dem, was bei Schriftstellern „Anlehnung an Vorbilder“ genannt wird, ähnliche Motive zur Ursache hat.

18) *Plagiat als Ersatz einer Deckerinnerung*. Voraussetzung ist eine verdrängte, nicht bewußtseinsfähige Erinnerung. Man hört, sieht, liest in der Außenwelt irgend etwas, was — unter anderen Umständen — eine Deckerinnerung sein könnte und schnappt danach, weil es bewußtseinsfähig ist. Dabei hat man aber das Gefühl, man produziere etwas Eigenes, weil ja der unbewußte Tatbestand gemeint ist.²

19) *Plagiat bei Liebenden*. Auf den Höhepunkt positiv getönter Be-

1) Bzgl. der Einzelheiten sei auf eine spätere Publikation dieser Krankengeschichte verwiesen.

2) „Fausse reconnaissance“, Freud, Band VI, pg. 76: „Ein Patient erzählt im Laufe seiner Assoziationen: „... Wie ich damals im Alter von fünf Jahren im Garten mit einem Messer gespielt und mir dabei den kleinen Finger durchgeschnitten habe, oh, ich habe nur geglaubt, daß er durchgeschnitten ist —, aber das habe ich Ihnen ja schon erzählt.“ Ich versicherte, daß ich mich an nichts Ähnliches zu erinnern weiß. Er beteuert immer überzeugter, daß er sich darin nicht täuschen kann. Endlich mache ich dem Streit in der eingangs erwähnten Weise ein Ende, und bitte ihn, die Geschichte auf alle Fälle zu wiederholen. Wir würden ja dann sehen: „Als ich fünf Jahre alt war, spielte ich mit einem Taschenmesser an der Rinde eines jener Nußbäume, die auch in meinem Traum eine Rolle spielen. Plötzlich bemerkte ich mit unaussprechlichem Schrecken, daß ich mir den kleinen Finger der rechten oder linken Hand so durchgeschnitten hatte, daß er nur noch an der Haut hing. Schmerz spürte ich keinen, aber eine große Angst. Ich getraute mich nicht, der wenige Schritte entfernten Kinderfrau etwas zu sagen, sank auf die nächste Bank und blieb da sitzen, unfähig noch einen Blick auf den Finger zu werfen. Endlich wurde ich ruhig, faßte den Finger ins Auge und siehe da, er war unverletzt.“ Wir einigten uns bald darüber, daß er mir diese Vision oder Halluzination doch nicht erzählt haben könne. Er verstand sehr wohl, daß ich einen solchen Beweis für die Existenz der Kastrationsangst in seinem fünften Jahre doch nicht unverwertet gelassen hätte. Sein Widerstand gegen die Annahme des Kastrationskomplexes war damit gebrochen, aber er warf die Frage auf: Warum habe ich so sicher geglaubt, daß ich diese Erinnerung schon erzählt habe? Dann fiel

ziehungen findet bekanntlich eine Identifizierung statt. Bei Plagiaten, die aus solchen Stimmungen geboren sind, ist häufig „mein“ und „dein“ unentscheidbar. Das gleiche gilt manchmal auch für sublimierte unbewußte Homosexualität in Form von Freundschaft. „Wir bringen einander die Stichworte so geschickt, man nennt das Freundschaft“ — läßt Schnitzler einen Mann sagen.

20) *Plagiat bei Haßliebe*: Gleichzeitig mit dem oben besprochenen Plagiat kann bei Liebenden folgende Form auftreten:

August Strindberg, „Gläubiger“, entstanden 1883. Zitiert nach Scherings Übersetzung („Elf Einakter“), pg. 54:

Adolf... Meine Frau ist eine selbständige Natur. Worüber lächelst Du?

Gustav... Nur weiter! — Sie ist eine selbständige Natur...

Adolf... Die nichts von mir annehmen wollte...

Gustav... Aber von anderen!

Adolf (nach einer Pause): Ja! — und es schien, als ob sie besonders meine Ansichten haßte, weil sie von mir kamen, und nicht, weil sie ungereimt waren. Denn oft konnte es geschehen, daß sie mit meinen Ideen älteren Datums herausrückte und sie als die ihren forcierte; ja, es konnte geschehen, daß einer von meinen Freunden ihr meine Ideen einflößte, die direkt von mir geholt wurden, und dann mundeten sie. Alles mundete, angenommen, was von mir kam.

21) *Plagiat des Alternden*. Nur das Typische des Vorganges rechtfertigt die Aufstellung einer eigenen Gruppe, da er sonst unter die Gruppe „Plagiat auf Grund des gleichen ätiologischen Anspruchs“ einzureihen wäre. Ein Beispiel wäre etwa die Mutter der Heldin in Schnitzlers „Therese“, die als alternde Frau die Briefe, die ein Lieb-

uns beiden ein, daß er wiederholt, bei verschiedenen Anlässen, aber jedesmal ohne Vorteil, folgende kleine Erinnerung vorgetragen hätte: „Als der Onkel einmal verreiste, fragte er mich und die Schwester, was er uns mitbringen solle. Die Schwester wünschte sich ein Buch, ich ein Taschenmesser.“ Nun verstanden wir diesen vorher aufgetauchten Einfall als Deckerinnerung für die verdrängte Erinnerung und als Ansatz zu der infolge des Widerstandes unterbliebenen Erzählung vom vermeintlichen Verlust des kleinen Fingers (eines unverkennbaren Penisäquivalents). Das Messer, welches ihm der Onkel auch wirklich mitgebracht hatte, war nach seiner sicheren Erinnerung das nämliche, welches in der lange unterdrückten Mitteilung vorkam.“

Die vom Patienten mitgeteilte Deckerinnerung hätte — unter anderen Umständen — Plagiat werden können.

haber der Tochter vor Jahren geschrieben hatte, in einem Roman plagiiert.

Eine andere Spezialform dieser Gruppe wäre die, bei der von der Objektbeziehung zur plagiierten Person nicht abgesehen wird und eine libidinöse Besetzung vorhanden ist.

22) *Plagiat nach dem Typus: Angst vor der eigenen Courage.* X. äußert eine Meinung, die im Widerspruch zu einer im betreffenden Kreise als Autorität geltenden Persönlichkeit steht. Aus Angst unterschiebt X. dieser Persönlichkeit seine eigene Meinung und weiß nach einiger Zeit nicht mehr, wessen Ansicht es eigentlich ist.¹

23) *Der Eklektiker.* Eine psychoanalytische Arbeit über diesen Typus gibt es nicht. Eine der Formen des Eklektikers (es gibt deren viele) ist ein exquisiter Plagiator mit einem an Größenwahn grenzenden Narzißmus, der sich wie ein Cäsar benimmt, dem ein Sklavenhalter hunderte Mädchen zur Auswahl vorführt. Die unbewußte Stimme des Gewissens wird damit befriedigt, daß der Eklektiker ja nicht ganz direkt plagiiert, sondern nur das „Beste aussucht“ und ein wenig verändert. Innerlich halten die Menschen alle Schaffenden für Idioten, deren Leistung erst durch den Eklektiker geadelt wird. (Nach einem Ausspruch eines Kollegen: Die „geistige Baronie“ verliehen wird.)

Das indirekte Plagiat

24) *Der Zitaterich* ist das Negativ des Plagiators. Der Zitaterich ist ständig auf der Flucht vor seinen Plagiatwünschen und befriedigt sein Strafbedürfnis durch ständiges, manchmal recht quälendes Zitieren und Finden der richtigen Autoren zum Zitat. Vielfach zitieren sie falsch Trotzdem — nach einem Ausspruch Goethes — gebildete Menschen das beste Konversationslexikon sind und Zitateriche meist gebildet sind, „verwechseln“ sie ständig alle Autoren.

25) *Der Plagiatschnüffler.* Ein Mann, der ständig, und zwar *zwanghaft* auf der Suche nach Plagiaten der anderen ist, ist im vorhinein verdächtig, daß er gerne selbst plagiierten möchte. Es gibt da zwei Gruppen. Zur ersten gehören manche der paranoid eingestellten Plagiographen, die ganze Bücher über wirkliche oder vermeintliche Plagiate eines Menschen schreiben. Die zweite Gruppe ist psychiatrisch harmloser. Das sind Menschen, die im Plagiator, den

¹) Interessant ist, daß man sich selbst plagiierten kann, wobei der Wiederholungszwang eine große Rolle spielt. Diesen Hinweis verdanke ich Dr. R. H. Jokl.

sie erwischen, den Anteil der eigenen Persönlichkeit bekämpfen, die gerne plagiierten möchten, während sie sich selbst zum Sprachrohr des Über-Ichs machen. Das gute Gewissen des Plagiatschnüfflers erinnert — mutatis mutandis — ein wenig an das des Henkers, der empört wäre, wenn man ihm Sadismus vorwürfe. Er sei lediglich ein Exekutor des Rechts . . .¹

*

Als vor einigen Monaten in Wien in einem kleinen Theater die Komödie „Leutnant Komma“ von Rose Meller aufgeführt und in einer größeren Tageszeitung besprochen wurde, bekam der Kritiker eine große Anzahl von Zuschriften, in denen er darauf aufmerksam gemacht wurde, daß das Stück ein Plagiat von Tynjanows „Sekondeleutnant Saber“ darstellt. In Wirklichkeit war es kein Plagiat, sondern eine Bearbeitung der Novelle, wobei die Verfasserin ausdrücklich im Theaterzettel feststellte „Nach einer Idee von Tynajow“. Der Kritiker hatte das in seinem Referat nicht angegeben, und daraus ergab sich der Irrtum.

Diese kleine Episode beweist, wie ubiquitär der furor plagiaticus und seine Repräsentanten, die Plagiatoren und Plagiatschnüffler, sind. Er ist, als wollte unbewußt jeder plagiierten² und verzichtete darauf, von mangelnder Gelegenheit abgesehen, nur unter der Bedingung, daß auch die anderen sich diese Beschränkung auferlegten.³ Der Einwand, daß doch nicht alle plagiierten, trifft ins Leere (siehe „Das selbstentlarvende Plagiat“) und sagt nichts über die unbewußten Motive aus. Der Einwand erinnert ein wenig an die possierlichen Debatten in der Vor-Freudschen Traumdeutung, ob moralische Menschen nur „moralische“, oder auch „unmoralische“ Träume hätten. Baudelaires Wort „Ein Mensch, der nur Wasser trinkt, ist mir im

1) Es sei ausdrücklich hervorgehoben, daß natürlich nicht jedes Aufdecken eines Plagiats Plagiatschnüffelei ist. Wenn z. B. ein Freudschüler die schamlose Plünderung Freuds, wie sie jetzt in wissenschaftlichen und literarischen Kreisen üblich ist, aufzeigt, ist das noch lange keine Plagiatschnüffelei. Das Aufdecken eines Plagiats kann unter Umständen ein notwendiger und rühmenswürdiger Vorgang sein.

2) In diesem Zusammenhang sei auf eine interessante Form des legalen Plagiats verwiesen; Das Nachahmen zum Zwecke der Verspottung (Parodie), z. B. „Mit fremden Federn“ von R. Neumann.

3) Ähnlich wie bei allen anderen kriminellen Delikten. Siehe Alexander und Staub. „Der Verbrecher und seine Richter“.

Vornherein verdächtig, er hat ein geheimes Laster zu verbergen“, kann für manche Menschen etwa folgend variiert werden: Ein Mensch, der nur eigene Meinungen hat und sich selbst nie beim Plagiatwunsch ertappte, ist mir im Vorhinein verdächtig, er plagiiert zu viel...

THEODOR REIK

DER UNBEKANNTE MÖRDER

VON DER TAT ZUM TÄTER

QUART / 184 SEITEN / GEHEFTET
M 5.50 / IN LEINEN M 7.- /

Rein stofflich schon interessant durch seine Fülle an Beispielen aus der kriminellen Wirklichkeit, legt dieses Buch die seelischen Voraussetzungen dar, die einerseits für den Verbrecher, andererseits für die strafende Gesellschaft entscheidend sind. Das Ergebnis dieser Untersuchung ist in jeder Hinsicht überraschend. Hinter den scheinbar so logischen Zusammenhängen, die der moderne Kriminalist aus Spuren und Indizien erfaßt, tauchen die seelischen Urründe für die Verfolgung des Verbrechens auf. Der Ahne des Kriminalisten ist niemand anderer als der Mediziner, der in seltsamen Formeln den »bösen Geist«, der das Verbrechen verschuldete, zu beschwören sucht, die Vorläufer der Indizien sind uralte Zauberriten, in denen der Tote selbst zur Anzeige seines Mörders werden soll. Da das Buch die Psychoanalyse im Vordringen auf ein ganz neues Forschungsgebiet zeigt, birgt es auch alle Reize einer solchen Entdeckungsfahrt in sich.

INTERNATIONALER PSYCHOANALYTISCHER VERLAG • WIEN I.

„Der Untergang des Hauses Usher“ von Edgar Allan Poe

Von

Marie Bonaparte (Paris)

Im folgenden geben wir ein Kapitel aus der demnächst im Psychoanal. Verlag erscheinenden großangelegten psychoanalytischen Studie von Marie Bonaparte über „Edgar Allan Poe“ wieder, die in einem 1. Teil das Leben Poes behandelt, in einem 2. und 3. die Dichtung und in einem Schlußteil das Wesen der literarischen Schöpfung und die Mission des Dichters. Übersetzung aus dem Französischen: Dr. Fritz Lehner (Wien).

Als Poe den *Untergang des Hauses Usher* schrieb, war seine schwesterliche Frau Virginia, die er wenige Jahre vorher geheiratet hatte, zweifellos schon deutlich vom Tode gezeichnet.

Der Held dieser Geschichte, Roderick Usher, ist dieses Mal nicht mit dem Erzähler identisch, — die männliche Gestalt ist hier in zwei Gestalten gespalten und, wie immer, selbstverständlich Poe selbst.

Ein Reisender, der allein und zu Pferd durch eine eigentümliche öde und traurige Gegend „geritten war, befand sich schließlich, als die Schatten des Abends herniedersanken“, ¹ vor dem melancholischen Stammschloß der Usher. Dieses Schloß ist so gebaut und so gelegen, daß die Seele des Reisenden „gleich beim ersten Anblick dieser Mauern von einem Gefühl unerträglicher Trauer“ befallen wird. „Ich betrachtete das Bild vor mir, das einsame Gebäude in seiner einförmigen Umgebung, die kahlen Mauern, die toten, wie leere Augenhöhlen starrenden Fenster, die paar Büschel dürrer Binsen, die weißschimmernden Stümpfe abgestorbener Bäume“ und er empfindet es, wie er sagt, „mit einer Niedergeschlagenheit, die er mit keinem andern Gefühl besser vergleichen kann als mit dem trostlosen

¹) Die Erzählung Poes wird nach der Gesamtausgabe im Propyläenverlag, Berlin, zitiert.

Erwachen eines Opiumessers aus seinem Rausche, dem bitteren Zurücksinken in graue Alltagswirklichkeit . . . was mochte es sein, daß der Anblick des Hauses Usher mich so erschreckend überwältigte? . . . Ich mußte mich mit der wenig befriedigenden Erklärung begnügen, daß es tatsächlich in der Natur ganz einfache Dinge gibt, die durch die Umstände, in denen sie uns erscheinen, geradezu drückend auf uns wirken können, daß es aber nicht in unsere Macht gegeben ist, eine Definition dieser Gewalt zu finden.“ So ahnt Poe, der Reisefreund Roderick Ushers, was schon Poe, der Gatte Ligeias geahnt hat, jene aus unserem Unbewußten hervordringenden mysteriösen „Übereinstimmungen“, die zwischen den Dingen und den Lebewesen bestehen und die später Baudelaire auf seine Weise besingen sollte. Der Reisende, der seiner Beklemmung zu entkommen versucht, wendet hierauf sein Pferd „dem steilen Rand eines schwarzen, sumpfigen Teiches zu, der, von keinem Hauch bewegt, neben dem Schloß lag“, — er betrachtet „die auf den Kopf gestellten und verzerrten Bilder der grauen Binsen, der gespenstischen Baumstümpfe und der wie leere Augenhöhlen starrenden Fenster.“

So beginnt diese Geschichte, in der alles von gleicher grauer Farbe ist, die Lebewesen, ihr Aussehen, ihre Seele, ihre Behausung und der Ort, an dem das Schloß liegt. Wir haben hier eine Erzählung vor uns, in der ein anderes Element als in *Berenice* oder in *Morella* vorherrscht, ein Element, das bereits in *Ligeia* an den Tag getreten ist: *die beseelte Atmosphäre*. Wir haben es hier schon mit einer jener Erzählungen der *Mutter-Landschaft* zu tun, von der wir später sprechen werden, wir analysieren sie nur deshalb hier, weil die Gestalt der Madeline, die sie auch beseelt, diesen Platz rechtfertigt.

Der Besitzer des Schlosses ist Roderick Usher, letzter Nachkomme eines alten und morbiden Geschlechts. Er hat in seinem Brief den Reisenden, einen alten Jugendfreund, mit dem er seit mehreren Jahren nicht beisammen gewesen ist, herbeigerufen. Er hat ihn aus der Ferne zur Hilfe geholt und der Brief, dessen Schrift das Zeichen einer nervösen Erregung an

sich trug, sprach „von einer heftigen körperlichen Erkrankung, — von niederdrückender geistiger Zerrüttung.“

Die Familie Rodericks zeichnete sich „seit urvordenklichen Zeiten durch eigentümliche Reizbarkeit des Temperaments aus“. Mit diesen Nachkommen von Künstlern, schwerverständlichen Musikern, „hatte der Stammbaum der Familie Usher, die jederzeit hochangesehen war, zu keiner Zeit einen ausdauernden Nebenzweig hervorgebracht, mit anderen Worten, die Abstammung der ganzen Familie war in direkter Linie abzuleiten . . . Wahrscheinlich, so sagte ich mir, ist es eben dieser Mangel einer Seitenlinie, ist es das von Vater zu Sohn immer sich gleichbleibende Erbe von Besitztum und Familienname, das schließlich beide so miteinander identifiziert hatte, daß der ursprüngliche Name des Besitztums in die wunderliche und doppeldeutige Bezeichnung *das Haus Usher* übergegangen war, — eine Benennung, die bei den Bauern, die sie anwendeten, beides, sowohl die Familie, wie das Familienhaus, zu bezeichnen schien“. Durch diese Mitteilungen Poes erfahren wir, daß die männlichen Mitglieder des Hauses vom Vater zum Sohn das Recht hatten, sich als die richtigen Söhne des nach ihrem Bilde modellierten seltsamen düsteren Hauses zu betrachten, so wie das Vaterland schließt auch das Patrimonium (*patrimony*) in sich, „was dem Vater gehört“, und der intimste Besitz des Vaters ist die Mutter, für die das Vaterland nur eine erweiterte, sublimierte Übertragung ist, mit den weiten Strecken der mütterlichen und nährenden Erde, die sich in ihm befinden. Das „Patrimonium“ der Usher ist zweifellos eine analoge Übertragung.

Hören wir daraufhin unseren Reisenden an: „Ich sagte vorhin, daß der einzige Erfolg meines etwas kindischen Beginns — meines Hinabblickens in den dunklen Teich — der gewesen war, den ersten sonderbaren Eindruck, den das Landschaftsbild auf mich gemacht hatte, noch zu vertiefen . . . Und einzig dies mag die Ursache einer seltsamen Vorstellung, die in meiner Seele erstand, gewesen sein, als ich meine Augen von dem Spiegelbild im Pfuhl wieder hinaufrichtete auf das

Wohnhaus selbst . . . Ich glaubte tatsächlich, das Haus und seine ganze Umgebung seien von einer nur ihm eigentümlichen Atmosphäre umflutet — einer Atmosphäre, die zu der Himmelsluft keinerlei Zugehörigkeit hatte, sondern die emporgedunstet war aus den vermorschten Bäumen, den grauen Mauern und dem stummen Teich — ein giftiger, geheimnisvoller, trüber, träger, kaum wahrnehmbarer bleifarbener Dunst.“ Das ist ungefähr die Atmosphäre, die einen Leichnam umflutet — und die Edgar Poe sichtbar macht und später noch deutlicher sichtbar machen wird.

„Ich prüfte eingehender das wirkliche Aussehen des Gebäudes . . . Die Zeitläufte hatten ihm seine ursprüngliche Farbe genommen. Ein winzigkleiner Pilz hatte alle Mauern wie mit einem Netzwerk umzogen, dessen feinmaschiges Geflecht von den Dachtraufen herabhing. Doch von irgendwelchem außergewöhnlichen Verfall war das Gebäude noch weit entfernt. Kein Teil des Mauerwerks war eingesunken und die noch vollkommen erhaltene Gesamtheit stand in seltsamem Widerspruch zu der bröckelnden Schadhaftheit der einzelnen Steine. Dieses Haus stand gleichsam da wie ein altes Holzgetäfel, das in irgendeinem unbetretenen Gewölbe viele Jahre lang vermoderte, ohne daß je ein Lufthauch von draußen es berührte, und das darum in all seinem inneren Verfall stattlich und lückenlos dasteht. Außer diesen Zeichen eines allgemeinen Verfalls bot das Haus jedoch nur wenige Merkmale von Baufälligkeit. Vielleicht hätte allerdings ein scharfprüfender Blick einen kaum wahrnehmbaren Riß entdecken können, der an der Frontseite des Hauses vom Dach im Zickzack die Mauer hinunterlief, bis er sich in den trüben Wassern des Teiches verlor.“

So wird uns das Schloß in verschiedenen seiner Einzelheiten vorgestellt, sein totenblasses Antlitz, der Überwurf eines „seltsam gestickten Kleides“, der innere Zerfall, der zur augenscheinlichen Unberührtheit im Gegensatz stand, wie das bei einem Leichnam sein kann, der in irgendeinem vergessenen Keller fern vom Hauch der äußeren Luft aufbewahrt ist. Und der Riß, der quer durch das Gebäude hindurchgeht, erinnert

in seiner symbolhaften Art an „den gespaltenen Körper des Weibchens“, von dem bei Zola¹ die Rede ist.

Aber verlassen wir für einen Augenblick das mütterliche Haus, um zu sehen, welchen Sohn es hervorgebracht hat. Der Reisende ist in das Innere des Schlosses getreten und nach langen Irrfahrten durch Gänge und über düstere Stiegen steht er dem alten Jugendkameraden Roderick Usher gegenüber.

Der hohe und düstere Saal, in dem er sich befindet, ist mit einem prunkvollen, unbequemen, altmodischen und schadhaften Mobiliar ausgestattet. „Eine Menge Bücher und Musikinstrumente lagen umher, doch auch das vermochte nicht die tote Starrheit des öden Raumes zu beleben.“ Und dann gab es hier Fenster, die lang und schmal waren und sich hoch über dem eichenen Fußboden befanden, daß man sie unmöglich erreichen konnte; aus ihnen fällt in schwachen Strahlen das dunkelrote Licht, in dem Roderick Usher erscheint.

„Bei meinem Eintritt erhob sich Usher vom Kanapee, auf dem er langausgestreckt gelegen hatte . . . Ich betrachtete ihn mit einem Gefühl von Mitleid und Trauer. Sicherlich, kein Mensch hatte sich je in so kurzer Zeit so schrecklich verändert, wie Roderick Usher! . . . Seine Gesichtsbildung war immer merkwürdig und auffallend gewesen — eine leichenhafte Blässe, große, klare und unvergleichlich leuchtende Augen, Lippen, die etwas schmal und sehr bleich waren — aber von ungemein schönem Schwunge, eine Nase von edelartem, jüdischem Schnitt, doch mit ungewöhnlich breiten Nüstern, ein schöngebildetes Kinn, dessen wenig kräftige Form einen Mangel an sittlicher Engerie verriet, und Haare, die feiner und zarter waren als Spinnfäden. Alle diese Züge, verbunden mit einer massigen Kraft und Breite der Stirn über den Schläfen, bildeten ein Antlitz, das man nicht leicht vergessen konnte.“ Betrachten wir die uns überlieferten Porträts Poes, dann sehen wir, daß sie seltsam mit dieser Beschreibung übereinstimmen, eine Tatsache, die mit dazu beiträgt, Usher mit seinem Schöpfer zu

1) La Terre.

identifizieren. Die großen, weiten und leuchtenden Augen, die ungewöhnliche Entwicklung der Stirn sind dabei besonders charakteristisch. Einzelne übertriebene Züge werden allerdings ins Phantastische verzerrt, so zum Beispiel ist von den Haaren die Rede, die feiner und zarter waren als Spinnweben, und die Usher, „ohne es zu bemerken, unaufhörlich hatte wachsen lassen“ und die „wie ein seltsamer Altweibersommer sein Gesicht umfluteten . . .“

Roderick Usher befindet sich in höchster Aufregung; sein Freund ist darüber nicht erstaunt, da er das Temperament der Usher kennt und den Inhalt des Briefes, der den Ausbruch einer Krankheit ahnen ließ. „Seine Stimme, die eben noch zitternd und unsicher war, . . . wurde zu den sonderbar modulierten Kehllauten, die man bei dem sinnlos Betrunkenen oder dem unheilbaren Opiumesser in den Zeiten ihrer heftigsten Erregung beobachten kann.“ Poe kannte sich darin aus.

„So sprach er also von dem Zweck meines Besuches . . .“ Roderick Usher erklärt dem Freund seine Krankheit; er leide an einer krankhaften Überschärfung der Sinne, „nur die geschmackloseste Nahrung war ihm erträglich, als Kleidung konnte er nur ganz bestimmte Stoffe tragen; jeglicher Blumenduft war ihm zuwider, selbst das schwächste Licht quälte seine Augen und es gab nur einige besondere Tonklänge — und diese nur von Saiteninstrumenten —, die ihn nicht mit Entsetzen erfüllten.“ Der Freund erkennt, daß Roderick der Sklave einer ganz abnormalen Angst sei. Ich werde zugrunde gehen, sagt Usher, „ich muß zugrunde gehen an dieser beklagenswerten Narrheit . . . Ich habe wirklich keinen Schauer vor der Gefahr, nur vor ihrer unvermeidlichen Wirkung — dem Schrecken. In diesem entnervten, in diesem bedauernswerten Zustand fühle ich, daß früher oder später der Augenblick kommen wird, da ich beides, Vernunft und Leben, hingeben muß — verlieren im Kampf mit dem gräßlichen Phantom, — der ANGST!“

In solchen Ausdrücken teilt uns Roderick Usher mit, daß er an einer furchtbaren *Angsthysterie* leidet, von der auch sein Schöpfer, dessen Seele Phantome bewohnten, nicht verschont

gewesen war. Und um zu dem Hause zurückzukommen, dessen Sohn er ist, Roderick verrät uns auch noch, daß er „hinsichtlich des Hauses, das er bewohnte und aus dem er sich seit mehreren Jahren nicht hinausgewagt habe,“ — er verbarg sich darin wie ein Sohn im Mutterleib — „in gewissen abergläubischen Vorstellungen befangen sei,“ in Vorstellungen, die sich auf einen Einfluß bezogen, den einige Besonderheiten in der Form und selbst in dem Baumaterial seines Stammschlusses auf seinen Geist erlangt hatten, ein Einfluß also, den das *Physische* der grauen Mauern, der Türme und des trüben Teichs, in dem sie alle sich spiegelten, schließlich auf das *Moralische* seiner Existenz ausgeübt hatten. So fürchtet Usher die *Heredität*, mit der sein mütterliches Schloß ihn gezeichnet hat und die Tendenz dieses Totenschlusses, seinen Besitzer sich selbst ähnlich zu machen.

Dann beginnt Usher, „nicht ohne zu zögern“, von der einzigen und „zärtlich geliebten Schwester zu sprechen und von deren grausamer und schon lange Jahre dauernden Krankheit.“ Der Zustand seiner Schwester ist nicht ohne Einfluß auf seine Melancholie gewesen. „Ihr Hinscheiden“, sagt er . . . , „wird mich, den Gebrechlichen und Hoffnungslosen, als Letzten des alten Geschlechtes der Usher zurücklassen.“

In diesem Augenblick schreitet diese Schwester, die Lady Madeline, „langsam (durch) den entfernten Teil des Gemachs,“ und sie verschwindet, ohne die Anwesenheit des Freundes ihres Bruders bemerkt zu haben.

„Die Krankheit der Lady Madeline“, berichtet Poe, „hatte schon lange der Geschicklichkeit der Ärzte gespottet“, wie das übrigens bei allen Heldinnen des Dichters der Fall war. So ohnmächtig stand die medizinische Wissenschaft damals auch der beginnenden Schwindsucht der Virginia gegenüber, die nach einem Abstand von zwei Jahrzehnten die Krankheit der Elizabeth Arnold¹ reproduzierte. „Eine beständige Apathie, ein langsames Hinwelken und häufige, wenn auch vorübergehende An-

1) Poes Mutter.

fälle vermutlich kataleptischer Natur, das war die ungewöhnliche Diagnose.“ An Madeline beschreibt uns Poe zweifellos die Apathie und das langsame Hinwelken seiner Virginia, jenes Hinwelken, das die Augen des Gatten beobachten konnten, und er fügt als Vorboten der Eigentümlichkeit, die sein Unbewußtes jeder Frau, die er liebte, lieb, jene kataleptischen Krisen eines Scheintodes hinzu, zu denen Madeline ebenso wie die „epileptische“ Berenice neigte. Poe sieht beim Klinischen nicht so genau hin.

Aber Lady Madeline, die bis dahin „tapfer die Last ihrer Krankheit getragen hatte und noch nicht bettlägerig geworden war,“ legte sich am gleichen Abend nieder, um nicht wieder aufzustehen. „In den nächsten Tagen wurde ihr Name weder von Usher noch von mir erwähnt; während dieser Zeit war ich ernstlich und angestrengt bemüht, meinen Freund seinem Trübsinn zu entreißen. Wir malten und lasen miteinander; oder ich lauschte wie im Traum seinen seltsamen Improvisationen auf der Gitarre.“ Man sieht, Roderick schläfert ganz wie Edgar seine Angst durch die Zauberbilder der Kunst ein. Aber seine Improvisationen sind „seltsam“, sie gleichen seiner Malerei, jenem Bild, „welches das Innere eines ungeheuer langen rechtwinkligen Gewölbes oder Kellers mit niederen, glatten, weißen Mauern zeigte, die sich ohne Schmuck und endlos hinzogen,“ und das sich „sehr, sehr tief unter der Oberfläche der Erde“ befand, dort, wo man keine Fackel, keine künstliche Lichtquelle mehr wahrnehmen kann und wo „dennoch eine Flut intensiver Strahlen von einem Ende zum andern floß und das ganze in eine gespenstische und unverständliche Helle tauchte.“ Wir werden später noch ein anderes unterirdisches Gewölbe sehen und dann von den beiden gemeinsam sprechen.

Roderick Usher improvisierte auch eines Tages bei der Gitarre das Gedicht vom „Geisterschloß“, aus dem man erfährt, daß Usher-Poe „fühlte, seine erhabene Vernunft wanke auf ihrem Throne.“ Es ist interessant zu beobachten, daß in unserer Erzählung, in der die Mutter unbewußt durch ein Schloß symbolisiert wird, sich der Sohn selbst seinerseits und diesmal

bewußt, durch einen Palast symbolisiert hat. Und es ist kein Zufall, daß „Gedanken, die durch diese Ballade angeregt wurden, uns auf ein Gespräch führten, in dem Usher eine seltsame Anschauung kundgab, die ich weniger darum erwähne, weil sie etwa besonders neu wäre — denn andere Menschen haben schon das Gleiche gesagt —, sondern wegen der Hartnäckigkeit, mit der Usher sie vertrat. Diese Meinung bestand hauptsächlich darin, daß er den Pflanzen Empfindungswesen, eine Beseeltheit zuschrieb. Aber in seinem verwirrten Geist hatte diese Vorstellung einen noch kühneren Charakter angenommen, sie setzte sich in gewissen Grenzen auch ins Reich des Anorganischen fort. Es fehlen mir die Worte, um die ganze Ausdehnung dieser Idee, den ganzen Ernst, die ganze Hingabe an seinen Glauben auszudrücken. Dieser Glaube knüpfte sich — wie ich schon angedeutet habe — an die grauen Quadern des Heims seiner Väter. Die Vorbedingungen für solches Empfindungsvermögen waren hier, wie er sich einbildete, erfüllt in der Art der Anordnung der Steine, in dem sie zusammenhaltenden Bindemittel und ebenso auch in dem Pilzgeflecht, das sie überwucherte, ferner in den abgestorbenen Bäumen, die das Haus umgaben, und vor allem in dem nie gestörten, unveränderten Bestehen des Ganzen und in seiner Verdopplung in den stillen Wassern des Teichs. Der Beweis — der Beweis für diese Beseeltheit sei, so sagte er, zu erblicken . . . in der hier ganz allmählichen, jedoch unablässig fortschreitenden Verdichtung der Atmosphäre — in dem eigentümlichen Dunstkreis, der Wasser und Welle umgab.“ Auf solche Weise drückte Usher-Poe die Wahrheit aus: das verfluchte Schloß mit seinem Teich und seiner Atmosphäre war nur die Übertragung eines Wesens, das einmal wirklich gelebt hatte, einer in der unbewußten Erinnerung ihres Sohnes lebendig gebliebenen Toten.

Nun werden die mystischen Bücher — unter denen sich *Vert-Vert* befindet! — aufgezählt, Bücher, die der Visionäre verschlingt, und wir erfahren, daß Usher, „sein Hauptentzücken bei dem Studium eines sehr seltenen und seltsamen Buches in

gotischem Quartformat fand, bei dem Handbuch einer vergessenen Kirche, den *Vigiliale mortuorum secundum Chorum Ecclesiae Maguntinae*."

Eines Abends teilt Usher seinem Freund mit, daß Lady Madeline gestorben sei und er kündigt ihm zugleich seine Absicht an, „den Leichnam vor seiner endgültigen Beerdigung in einer der zahlreichen Gräfte innerhalb der Grundmauern des Gebäudes aufzubewahren“, um ihn so einer eventuellen Neugierde der Ärzte zu entziehen, die durch die seltsame Natur der Krankheit beunruhigt sein könnten, und imstande wären, die Tote aus dem in „abgelegener und einsamer Lage befindlichen Begräbnisplatz der Familie“ herauszunehmen. Seltsames Argument, aber die Miene des Hausarztes scheint ihm Berechtigung zu geben. Die beiden Männer legen nun selbst den Körper auf die Bahre und tragen ihn beide an den Ort, an dem er nun ruhen soll. „Die Gruft, in der wir ihn beisetzen, war so lange nicht geöffnet worden, daß unsere Fackeln in der drückenden Atmosphäre fast ersticken und uns kaum gestatteten, ein wenig Umschau zu halten. Sie war eng, dumpfig und ohne jegliche Öffnung, die Licht hätte einlassen können; sie lag in beträchtlicher Tiefe, genau unter dem Teil des Hauses, in dem sich mein eigenes Schlafgemach befand. Augenscheinlich hatte sie in früheren Zeiten der Feudalherrschaft als Burgverlies übelste Verwendung gefunden und später als Lagerraum für Pulver oder sonst einen leichtentzündlichen Stoff gedient, denn ein Teil des Fußbodens sowie das ganze Innere eines langen Bodenganges, durch den wir das Gewölbe erreichten, war sorgfältig mit Kupfer verkleidet. Die Tür aus massivem Eisen hatte ähnliche Schutzvorrichtungen. Ihr ungeheures Gewicht brachte einen ungewöhnlich scharfen, kreischen- den Laut hervor, als sie sich schwerfällig in den Angeln drehte.“ Hier, an diesem Ort des Grauens legen die beiden Männer ihre düstere Last auf ein Gestell; sie schieben den Deckel der Bahre ein wenig zur Seite und blicken das Antlitz des Leichnams an. „Eine verblüffende Ähnlichkeit zwischen Bruder und Schwester fesselte jetzt zum erstenmal meine Aufmerksamkeit;

und Usher, der vielleicht meine Gedanken erriet, murmelte einige Worte, denen ich entnahm, daß die Verstorbene und er Zwillinge gewesen waren und daß Sympathien ganz ungewöhnlicher Natur stets zwischen ihnen bestanden haben. Unsere Blicke ruhten jedoch nicht lange auf der Toten — denn wir konnten sie nicht ohne Ergriffenheit und Schrecken betrachten. Das Leiden, durch das die Lady so in der Blüte der Jahre ins Grab gebracht worden war, hatte — wie es bei Erkrankungen ausgesprochen kataleptischer Art gewöhnlich der Fall ist — auf der Brust und dem Antlitz so etwas wie eine schwache Röte zurückgelassen, und den Lippen ein argwöhnisch lauerndes Lächeln gegeben, das bei Toten so schrecklich ist.“ So reproduziert Lady Madeline auf ihre Art — die an die Art der Rowena oder der Ligeia¹ erinnert, — den Alp des „Lebens im Tode“. Die beiden Männer schließen den Sarg und steigen wieder in die Gemächer hinauf.

Daß Madeline vor allem Virginia ist, bestätigen die Ausdrücke, in denen von ihr gesprochen wird. Sie ist die Zwillingsschwester Ushers, ganz so wie die „Sissy“ es in der Phantasie Poes war. „Sympathien von einer fast unerklärlichen Natur“ vereinten auch den Dichter mit seiner Kind-Frau. Das Gefühl „des Unerklärlichen“ stammte sicher aus der Tatsache, daß auf Sissy verdrängte ehemalige Liebe übertragen wurde; das verdrängte inzestuöse Verlangen nach der Schwester und der Mutter mußte dazu beitragen, den mysteriösen „Sympathien“ Poes für Virginia ihren „unerklärlichen“ Charakter zu geben.

Und dann haben wir die Gruft! Sie ahmt in „Schwarz“ den weißen unterirdischen Gang Ushers nach. Man begräbt dort Lady Madeline. Dieses Kellergewölbe im Mutter-Schloß erinnert an die mütterliche Kloake, aus der Madeline ebenso wie Usher hervorgegangen sind. Die Analytiker nennen einen solchen Einfall die Phantasie von der Rückkehr in den Mutterleib und er bestätigt, daß Poe und seine Virginia in der Phantasie Geschwister waren. Das „Weiß“ des Usher'schen Kellers

1) In anderen Erzählungen Poes.

muß neben die *weiße Landschaft* am Ende der *Abenteuer des Arthur Gordon Pym* gestellt werden und, wie wir später ² finden werden, die gleiche Muttersymbolik enthalten; das Schwarz des mit widerhallenden Metallen austapezierten wirklichen Kellers ist ein Analsymbol und erinnert an die Eingeweide, aus denen die kleinen Kinder in ihren infantilen Sexualtheorien ihrer Meinung nach hervorgegangen sind. Mit einer Grausamkeit, die dem seltsam scheinen mag, der mit dem Unbewußten wenig vertraut ist, schickt der Bruder seine Schwester dorthin zurück.

Aber Madeline ist nicht nur die Schwester, sie ist zu gleicher Zeit auch eine Doublette der Mutter, die schon durch das Schloß repräsentiert worden war. Der *Wiederholungszwang*, der unser ganzes Leben leitet, bringt eben selbst Poe dazu, in jeder Frau, die er liebte, immer wieder, mehr oder weniger stark die Mutter seiner Kindheit und deren düsteres Schicksal Körper werden zu lassen.

Poe-Usher muß nun dafür bestraft werden, daß er, wenn auch nur im Reich der unbewußten Treue, der Mutter seiner Kindheit untreu geworden war, und dafür, daß er eine andere Frau als sie hatte lieben können. „Und jetzt, nachdem einige Tage bittersten Kummers vorübergegangen waren, trat in den Symptomen der geistigen Erkrankung meines Freundes eine merkliche Änderung ein. Sein ganzes Wesen wurde ein anderes. Seine gewöhnlichen Beschäftigungen wurden vernachlässigt oder vergessen. Er schweifte von Zimmer zu Zimmer mit eiligem, unsicherem und ziellosem Schritt. Die Blässe seines Gesichtes war womöglich noch gespenstischer geworden, . . . und ein Zittern und Schwanken, wie von namenlosem Entsetzen, durchbebte gewöhnlich seine Worte . . . Ich sah, wie er stundenlang ins Leere starrte, — mit dem Ausdruck tiefster Aufmerksamkeit, als lauschte er irgendeinem eingebildeten Geräusch.“

In einer Sturmnacht — der siebenten oder achten Nacht, in der Madeline sich in der Gruft befindet — wird der Freund Ushers in seinem düsteren Zimmer, das über der Gruft liegt, die Beute einer ständig wachsenden Angst; er kann nicht ein-

2) In dem Kapitel über die „Abenteuer des Arthur Gordon Pym“.

schlafen. „Alle meine Anstrengungen (diese Angst loszuwerden) waren fruchtlos. Ein nicht abzuschüttelndes Grauen durchbebte meinen Körper; und schließlich hockte auf meinem Herzen ein Alp . . . Ich setzte mich im Bette auf, ich spähte angestrengt in das undurchdringliche Dunkel des Zimmers und lauschte . . . auf gewisse dumpfe, unbestimmbare Laute, die, wenn der Sturm schwieg, in langen Zwischenräumen von irgendwoher zu mir drangen.“ Er erhebt sich, kleidet sich schnell an, geht im Zimmer auf und ab und versucht auf diese Weise, aus dem fürchterlichen Zustand herauszukommen, in den er geraten war. In diesem Augenblick tritt Usher mit der Lampe in der Hand ein, „sein Gesicht war wie immer leichenhaft blaß — aber schrecklicher war der Ausdruck seiner Augen; wie eine irrsinnige Heiterkeit flammte es aus ihm — sein ganzes Gebaren zeigte eine mühsam gebändigte hysterische Aufregung. Sein Ausdruck entsetzte mich: doch alles schien erträglicher als die fürchterliche Einsamkeit . . .“ Und mit den Worten: „Du hast das also nicht gesehen?“ stürzt Usher sich auf eines der Fenster und öffnet es weit, so daß der Sturm ins Zimmer dringen kann.

In dem Schrecken und der Schönheit des Sturmes, während schnelle und tiefe Wolken beinahe in Höhe der Türme vorüberziehen, erscheint nun das Mutter-Schloß mit seinem ganzen, phantastischen Totenleben. Es scheint die herbeieilenden Wolken aus allen Richtungen des Horizonts heranzulocken . . . „und die unteren Flächen der jagenden Wolkenmassen und alle uns umgebenden Dinge draußen im Freien glühten in unnatürlichem Licht eines schwachleuchtenden und deutlich sichtbaren gasartigen Dunstes, der das Haus umgab und wie in ein Leichentuch einhüllte¹.“ Wir haben hier sogar den Einfall vom Leichentuch. Das Schloß der Usher ist ebenso wie früher einmal die Mutter Poes in ein Leichentuch eingehüllt und von jenem „gasartigen Dunst“ umgeben, der bei einem Leichnam nicht auf sich warten läßt.

1) . . . the unnatural light of a faintly luminous and distinctly visible gaseous exhalation which hung about and enshrouded the mansion.

Der Freund schließt das Fenster und ruft Usher zu, er müsse das nicht sehen. Es seien „elektrische Ausstrahlungen . . ., vielleicht auch verdanken sie ihr gespenstisches Dasein der schwülen Ausdünstung des Teiches“, sagt er, und er zittert vor Schrecken selbst. Er nimmt ein Buch in die Hand, den *Mad Trist* des Launcelot Canning und beginnt Usher laut vorzulesen, um ihn von seiner Angst abzulenken. „Ich war,“ sagt der Freund, „bei der allbekannten Stelle angelangt, wo Ethelred, der Held des Buches, nachdem er vergeblich friedlichen Einlaß in die Hütte des Klausners zu bekommen versucht hatte, sich anschickte, den Eintritt durch Gewalt zu erzwingen, Hier lautet der Text, wie man sich erinnern wird, so: *„Und Ethelred, der von Natur ein mannhaftes Herz hatte und der nun, nachdem er den kräftigen Wein getrunken, sich unermesslich stark fühlte, begnügte sich nicht länger, mit dem Klausner Zwiesprache zu halten, der wirklich voll Trotz und Bosheit war, sondern da er auf seinen Schultern schon den Regen fühlte, und den herannahenden Sturm fürchtete, schwang er seinen Streitkolben hoch hinaus und schaffte in den Planken der Tür schnell Raum für seine behandschuhte Hand; und nun faßte er derb zu und zerkrachte und zerbrach — und riß alles zusammen, daß der Lärm des dürren, dumpf krachenden Holzes durch den ganzen Wald schallte und widerhallte.“*

Der Freund hält mit dem Lesen inne, denn es scheint ihm, „als kämen aus einem ganz entlegenen Teile des Hauses Geräusche her, die ein vollkommenes sehr fernes Echo hätten sein können von jenem Krachen und Bersten, das Sir Launcelot beschrieben hatte . . .“ Dann setzt er seine Vorlesung wieder fort:

„Aber als der werthe Held Ethelred jetzt in die Türe trat, geriet er bald in Wut und Bestürzung, keine Spur des boshaften Klausners zu bemerken, sondern statt seiner einen ungeheuren schuppenrasselnden Drachen mit feueriger Zunge, der als Hüter vor einem goldenen Palast mit silbernem Fußboden ruhte. Und an der Mauer hing ein Schild aus schimmerndem Stahl, in den die Inschrift eingegraben war:

*„Wer hier herein will dringen, den Drachen muß bezwingen,
Ein Held wird er sein, den Schild sich erringen.“*

Und Ethelred schwang seinen Streitkolben und schmetterte ihn auf den Schädel des Drachens, der zusammenbrach und seinen üblen Odem aufgab und dieses mit einem so gräßlichen und schrillen und durchdringenden Schrei, daß Ethelred sich gern die Ohren zugehalten hätte vor dem schrecklichen Laut, desgleichen hievor niemals erhört gewesen war.“

Der Vorleser macht hier eine neue Pause, denn es ist nicht daran zu zweifeln, daß man in diesem Augenblick „einen dumpfen und offenbar entfernten, aber schrill, langgezogenen kreischenden Laut vernommen hatte — das vollkommene Gegenstück zu dem unnatürlichen Aufschrei des Drachens...“ Der Freund hütet sich, „etwa durch eine Bemerkung die Nervosität seines Gefährten zu steigern“. Inzwischen hat Usher „seinen Stuhl nach und nach so herumgedreht, daß er nun mit dem Gesicht zur Tür schaute: ... der Kopf war ihm auf die Brust gesunken, seine Lippen zitterten, er zeigte mir seine weit und starr geöffneten Augen.“ Der Freund setzt aber fort:

„Und nun, da der Held der schrecklichen Wut des Drachens entronnen war und sich des stählernen Schildes erinnerte, dessen Zauber nun gebrochen, räumte er den Kadaver beiseite und schritt über das silberne Pflaster kühn hin zu dem Schild an der Wand. Der aber wartete nicht, bis er herangekommen war, sondern stürzte zu seinen Füßen auf den Silberboden nieder, mit gewaltig schmetterndem, furchtbar dröhnendem Getöse.“

Kaum sind die letzten Silben ausgesprochen, da vernimmt man — „als sei in der Tat ein eherner Schild schwer auf einen silbernen Boden gestürzt“ — „deutlich, aber gedämpft, einen metallisch dröhnenden Widerhall“. Der Freund stürzt sich auf Usher, der wie ein Wahnsinniger leise auf seinem Stuhl schaukelt, und den Blick „stier geradeaus gerichtet“ hat. Und wie der die Hand seines Freundes auf seiner Schulter fühlt, „zuckt ein krankes Lächeln um seinen Mund, und ich sah, daß er leise, sehr leise vor sich hin sprach“.

„Du hörst nicht?“ sagte er. „Ich höre es wohl und habe es lange gehört, seit vielen Minuten, vielen Stunden, vielen Tagen habe ich es gehört — aber ich wagte nicht — oh, bedaure

mich, den elenden Schurken, der ich bin! — ich wagte nicht — *ich wagte nicht zu reden. Wir haben sie lebendig ins Grab gelegt!* Und Usher identifiziert nun das Einrammen der Tür des Eremiten mit dem Zerbersten des Holzes vom Sarg der Madeline und den Todesschrei des Drachen mit dem Knarren der eisernen Angeln ihres Gefängnisses und das Dröhnen des Schildes mit ihrem furchtbaren Kampf in dem Gefängnisgang aus Kupfer. „Oh! Wohin soll ich fliehen?“ ruft Usher aus. „Wird sie nicht gleich hier sein? Kommt sie nicht, um mir meine Eile vorzuwerfen? Höre ich nicht schon ihren Schritt auf der Treppe? Kann ich nicht schon das schwere und schreckliche Schlagen ihres Herzens vernehmen? Wahnsinniger...! *Wahnsinniger! Ich sage dir, daß sie jetzt draußen vor der Türe steht!*“

Nun öffnet sich vom Wind aufgerissen die schwere Türe und in ihr erscheint „die hohe, ins Leichentuch gehüllte Gestalt der Lady Madeline Usher. Es war Blut auf ihrer weißen Gewandung“ (man denkt an das Blut, das bei der vermutlichen Hämoptoë Elizabeths geflossen) „und die Spuren eines erbitterten Kampfes waren überall an ihrem abgezehrten Körper zu erkennen. Einen Augenblick blieb sie zitternd und taumelnd auf der Schwelle stehen — dann fiel sie mit einem leisen schmerzlichen Aufschrei ins Zimmer auf den Körper des Bruders — und in ihrem heftigen und nun endgültigen Toteskampf riß sie ihn tot zu Boden — ein Opfer der Schrecken, die er vorausempfunden hatte.“

Mittlerweile flieht der von Schreck erfaßte Freund aus diesem Zimmer und Schloß. Draußen auf der Landstraße, im Sturm, dreht er sich um, und er sieht, durch den Riß, der durch das Haus Usher von oben bis unten hindurchfährt, wie der Vollmond rot von Blut untergeht. Ein neuer Sturmstoß kommt herbei und die mächtigen Mauern brechen plötzlich auseinander. „Es folgte ein langes, tosendes Krachen wie das Getöse von tausend Wasserfällen, — und der tiefe und schwarze Teich zu meinen Füßen schloß sich finster und schweigend über den Trümmern des Hauses Usher.“

So reproduziert das Schloß, das ebenso eine Doublette der Lady Madeline ist, wie ein Symbol für die Mutter Poe-Ushers, ihr Schicksal, wenn es in plötzlicher Auflösung zusammenstürzt. Der Freund und Erzähler, ein Doppelgänger Ushers, entrinnt dem Tod oder besser der Toten, die sich Ushers bemächtigt; es mußte wohl jemand übrig bleiben, um die Geschichte zu erzählen.

Aber der tiefere Sinn dieser düsteren Geschichte ist in dem Schicksal Ushers verborgen. Poe wird dafür *bestraft*, daß er seiner Mutter untreu geworden ist, indem er Madeline-Virginia liebte. Usher-Poe wird dafür *bestraft*, daß er es nicht gewagt hat, die Mutter seiner Kindheit wieder zu suchen und wieder zu erobern, als Männer sie, wie die „Annabel Lee“,¹ forttrugen, und dafür, daß er damals durch sein infantiles Nichtverstehenkönnen des Todes geschwiegen und verzichtet hatte. Usher-Poe wird für seinen Sadismus *bestraft*, der durch das Verhalten Rodericks seiner Schwester gegenüber bezeugt ist. Und schließlich wird er dafür *bestraft*, daß er infantile Inzestwünsche, die sich auf seine Mutter bezogen, gehegt hatte: alle Zitate, die dem *Mad Trist* entlehnt sind, beweisen das. Das Legendenthema vom Drachen, den man tötet, um sich mit Hilfe eines Schatzes oder auch ohne einen solchen, einer Frau zu bemächtigen, ist so alt wie die Welt selbst. Das ist das Oedipusthema par excellence, der Drache, Symbol für den Vater, wird getötet, die Mutter dadurch frei und die Beute des siegenden Sohnes. Es ist das Thema der Legende vom Perseus und der Andromeda, von Siegfried und Brünhilde. Wohl bleibt die Frau im Hause Usher wegen der großen sexuellen Verdrängung Poes verborgen, aber wenn Ethelred in die Behausung des Eremiten — der ebenfalls eine Vater-imago ist — eindringt (eine Handlung, die auch ein Symbol der sexuellen Aggression gegen die Mutter² sein kann), wenn er den Drachen mit der Feuerzunge tötet, wenn er sich des Zauberschildes bemächtigt, so geschieht das bloß zu dem Zweck,

1) In einem Gedicht Poes.

2) Siehe Freud, Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben.

um später eine ihm verbotene Frau zu erobern, wofür man aber bestraft wird.

So vollführt Lady Madeline, wenn sie als Bevollmächtigte des Unheilschlusses aus dem Grab aufsteht, um den Bruder zu suchen, ihre Tat als Rächerin. Aber zu gleicher Zeit ist die Phantasie von der Rückkehr der Mutter, die kommt, um ihn mit sich in den Tod zu ziehen (eine Phantasie, die das ganze unbewußte Leben Poes bis zu dem Tag in Baltimore bedrängte, an dem sie Wirklichkeit werden sollte), nicht bloß eine Strafphantasie, sondern auch eine Wunschphantasie. Übrigens sind alle neurotischen Symptome und Phantasien so beschaffen: sie bestehen aus zwei einander entgegengesetzten Komponenten. Denn wenn Madeline, die den entsetzten Bruder in den Tod hinabzieht, ihn in diesem Leben bestraft, so beglückt sie ihn zu gleicher Zeit mit jenem anderen „Leben im Tode“, das von nun an das seine sein wird und in dem er wie der Liebhaber der Annabel Lee singen kann, indem er dessen Worte paraphrasiert: „So ruhe ich jede Stunde der Nacht neben meiner Geliebten, — meiner Geliebten, — meinem Leben und meinem Gemahl, in diesem Grabe . . .“, *in diesem Teich, in dem Grabe am Boden des schweigsamen Teiches, in dem auf ewige Zeiten das Haus Usher schlummert, der Bruder mit der Schwester, die Mutter mit dem Sohn.*

PSYCHOANALYTISCHES ZUR PERSÖNLICHKEIT GOETHE'S

VON EDUARD HITSCHMANN

Geheftet RM 1.-

Der kleinen Broschüre liegt ein Vortrag des Autors im Wiener Goethe-Verein zugrunde. Die Darstellung beabsichtigt, den Vater Goethes in seiner Bedeutung zu würdigen, die Rätsel von Goethes Liebesleben zu erklären und einiges über des Dichters Selbstbildnertum auszuführen.

INTERNATIONALER PSYCHOANALYTISCHER VERLAG, WIEN I.

Psychoanalyse und sozial-kulturelle Erneuerung

Zugleich eine Auseinandersetzung mit dem historischen
Materialismus

Von

H. Giltay,

Haag.

Ich bin gewiß, daß in nicht allzu ferner Zeit die Völkerbiologie nach ihrer seelischen Seite hin als mindestens ebenso wichtig, ja weit wichtiger erkannt wird, als die heute fast nur nach materiellen Tatsachen eingerichtete Hygiene und Soziologie.

Oskar Pfister.¹

Der Gedanke einer analytischen Sozialtherapie ist, soviel mir bekannt, zuerst von Pfister ausgesprochen. Nachdem er, im Jahre 1914, in seinem Aufsatz „Zur Psychologie des Krieges und des Friedens“² die Notwendigkeit betont hatte, den Völkern die unterschwelligen, affektiven Mächte, die beim Kriege beteiligt sind, zum Bewußtsein zu bringen, redete er in seiner Schrift „Der seelische Aufbau des klassischen Kapitalismus und des Geldgeistes“³ einer, auf den von Freud gelegten Fundamenten aufzubauenden, Sozialhygiene das Wort. Dieser Gedanke fand dann in späteren Büchern und Aufsätzen Pfisters⁴ weitere Ausarbeitung und Vertiefung.

In seinem „Unbehagen in der Kultur“ hat sich Freud in ganz übereinstimmendem Sinne ausgesprochen. Die weitgehende Ähnlichkeit der Kulturentwicklung mit der des Einzelnen, schreibt Freud, scheint zur Diagnose zu berechtigen, daß manche Kulturen oder Kulturepochen, ja möglicherweise die ganze Menschheit, unter dem Einfluß der Kulturstrebungen neurotisch geworden sind. Obwohl die analytische Zergliederung dieser Gemeinschaftsneurosen auf besondere Schwierig-

1) Analytische Seelsorge, Göttingen 1927, S. 135.

2) Zuerst erschienen in „Wissen und Leben“, Heft 4/5 vom Dezember 1914; später aufgenommen in „Zum Kampf um die Psychoanalyse“, Wien 1920, S. 171 ff.

3) Bern 1923.

4) Z. B. in „Die menschlichen Einigungsbestrebungen im Lichte der Psychoanalyse“, Imago, Bd. XII (1926), S. 126 ff., „Analytische Seelsorge“, Göttingen 1927.

keiten stoßen wird, erwartet Freud doch, daß das Wagnis einer Psychopathologie der kulturellen Gemeinschaften eines Tages unter-
nommen werden wird, und meint, daß die sich daran anschließenden
therapeutischen Vorschläge auf großes praktisches Interesse Anspruch
hätten.¹

Daß diese Gedanken schon Widerhall fanden, ist unleugbar. Ich
denke z. B. an Vergins Buch „Das unbewußte Europa“² und an
Schottländers schönen Aufsatz über „Aggressionstrieb und Ab-
rüstung“.³ Aber der Widerhall ist schwächer als man erwartet hätte.
Ja selbst aus psychoanalytischen Kreisen ertönen Stimmen, welche der
Psychoanalyse jede sozialtherapeutische Bedeutung absprechen. Ich be-
ziehe mich hier vor allem auf den Aufsatz Erich Fromms: „Politik
und Psychoanalyse“.⁴

Im vorliegenden Aufsatz soll nun untersucht werden:

1. welche die tieferen, allgemeinen Gründe der Meinungsverschieden-
heit sind, und

2. welche von beiden, einander widersprechenden, Anschauungen
die richtige zu sein scheint. Es wird sich dabei ergeben, daß eine
solche Untersuchung eine prinzipielle Auseinandersetzung mit den
Grundgedanken des historischen Materialismus unumgänglich macht.

Fragen wir also zuerst: wo liegt der tiefere Grund der Meinungs-
verschiedenheit zwischen Freud und Pfister einer-, Fromm anderer-
seits? Er scheint mir darin zu liegen, daß die erstgenannten die sozial-
und kulturell-psychologischen Probleme ohne jegliche dogmatische
Voreingenommenheit, ohne jegliche Parteilikeit, beobachten, während
Fromm, als marxistischer Sozialist, mit einer fertigen, allgemein-
soziologischen Überzeugung, der historisch-materialistischen, an die
Probleme herantritt. Für Fromm steht von vornherein fest,
daß Marx in seiner historisch-materialistischen Auffassung recht hat.
Wo Fromm aber auch Freudianer ist, steht er vor der Aufgabe,
nachzuweisen, daß sich beide Lehren ganz gut miteinander vertragen.
Inwieweit ihm dieser Nachweis gelungen ist, werden wir weiterhin
untersuchen. Jetzt aber sei schon betont, daß man, als rechtgläubiger
Marxist, den Gedanken einer analytischen Sozialtherapie schlechthin

1) Das Unbehagen in der Kultur, 1930, S. 133, 134.

2) Hess & Co., Leipzig 1931.

3) Diese Ztschr., III. Jahrgang (1931), Heft 5, S. 386 ff.

4) Diese Ztschr., III. Jahrgang (1931), Heft 5, S. 440 ff.

verwerfen muß. Und zwar aus diesem Grunde, daß es für Marx keine Abnormalität, keine Krankheit im sozialen Geschehen gibt. Die ganze gesellschaftliche Entwicklung, auch die geistige, wird, nach Marx, von dem materiellen, ökonomischen „Unterbau“ beherrscht und bestimmt. Und deshalb können auch die sozial-geistigen Schäden nicht auf psychotherapeutischem Wege „geheilt“, sondern nur durch Veränderung des materiellen „Unterbaues“ zum Verschwinden gebracht werden. Moles agitatur mentem. Es ist darum keineswegs befremdlich, daß sich gegen den Gedanken einer analytischen Sozialtherapie ein „marxistischer Widerstand“ erhebt.

In welchem Verhältnis stehen nun historischer Materialismus und analytische Sozialpsychologie? Stehen sie als abgeschlossene Doktrinen, auf demselben Plan, einander gegenüber? Nein. Erstens steht die analytische Sozialpsychologie noch in ihren Anfängen, während der historische Materialismus als komplette Theorie vorliegt. Aber es besteht zwischen ihnen ein zweiter Unterschied von prinzipiellerer Bedeutung: die analytische Sozialpsychologie ist eine rein-psychologische Lehre, der historische Materialismus dagegen eine all-gemein-soziologische. Der historische Materialismus gibt eine Erklärung des sozialen Prozesses in seiner Gesamtheit, er will vor allem den Zusammenhang zwischen den sozialökonomischen und den sozialpsychischen Phänomenen aufzeigen. Marx' Lehre ist keine rein-psychologische, sondern eine physio-psychologische Soziallehre.

Bedeutet dies, daß historischer Materialismus und analytische Sozialpsychologie keinerlei Berührungspunkte haben? Nein. Der historische Materialismus ist zwar keine rein psychologische Lehre, aber er enthält ein Stück Sozialpsychologie, wo er lehrt, daß es das gesellschaftliche, materielle Sein der Menschen sei, das ihr Bewußtsein bestimmt.¹

Ich gebe Fromm zu, daß Marx das Problem, wie das Bewußtsein vom materiellen Unterbau bestimmt wird, „vernachlässigte“. Aber ich kann darin keinen Grund sehen für die Behauptung: der historische Materialismus sei „durchaus keine psychologische Theorie“. Die Marxsche These tut eine Aussage über die bestimmenden Ursachen der sozialen Bewußtseinsformen, und eine solche Aussage ist eine psychologische.

1) Marx, Vorwort zur Kritik der politischen Ökonomie, Stuttgart 1920, (S. LV)

Der historische Materialismus lehrt also, daß das soziale Bewußtsein von materiellen, außerpsychologischen Faktoren bestimmt wird. Läßt sich diese Lehre mit den Ansichten der Psychoanalyse vereinbaren?

Um eventuellen Mißverständnissen vorzubeugen, scheint es, bevor wir uns an die Beantwortung dieser Frage heranwagen, erwünscht, anzugeben, was hier unter „sozialem Bewußtsein“ zu verstehen ist. Es ist mit diesem Terminus kein mystisches, die individuellen Psychen umfassendes, „übergreifendes“ Bewußtsein im Sinne Fechners gemeint, sondern die allen Mitgliedern einer bestimmten Gruppe gemeinsame psychische Einstellung, oder, wie Fromm es ausdrückt: „die gemeinsame, gesellschaftlich relevante, seelische Haltung.“¹ Eine Haltung also, die nach außen wohl den Eindruck eines einheitlichen Seelenvorganges hervorrufen kann, in Wirklichkeit jedoch das Ergebnis der vielen, miteinander übereinstimmenden, seelischen Einzelvorgänge darstellt.

Nachdem wir dies festgestellt haben, wenden wir uns also der Frage zu: ist die Lehre von der materiellen Determinierung des sozialen Bewußtseins mit der Psychoanalyse vereinbarlich?

Zunächst sei bemerkt, daß die Psychoanalyse, wenn sie bestimmte Bewußtseinsvorgänge eines Einzelindividuums verständlich machen will, diese zurückzuführen versucht auf andere, ihnen vorangehende, psychische Prozesse. Daß sie dabei fortwährend auch die äußeren, objektiven „Umstände“, die materielle Umwelt also, mit in Betracht ziehen muß, ist ja selbstverständlich. Besteht doch die psychische Entwicklung eines Menschen in erster Linie in einer ständigen Anpassung an seine Umwelt. Allein es wäre verfehlt, die äußeren Umstände als die bewirkenden Ursachen des psychischen Prozesses zu betrachten; sie sind nicht dessen Ursachen, sondern nur die äußeren Reize, welche im Individuum bestimmte seelische Reaktionen auslösen. Wie diese Reaktionen ausfallen, wird nicht von diesen Reizen, sondern von der körperlich-seelischen Konstitution und der ganzen seelischen Vergangenheit des betreffenden Individuums bestimmt. Man nehme ein einfaches Beispiel.

Ein Kind geht zum ersten Mal zur Schule. Eine zeitlang verhält es sich ruhig, dann aber fängt es an heftig zu weinen, und muß schließlich nach Hause gebracht werden, weil es sich nicht beruhigen läßt.

1) Fromm, l. c. S. 441.

Es sind zweifellos die neuen „Umstände“, die das Kind zu dieser Reaktion veranlassen. Aber wäre es richtig, zu sagen, es sei die Schulumgebung, welche diese Reaktion „bestimmt“ habe? Nein. Die Reaktion des Kindes wurde, außer vielleicht durch eine erbliche Disponiertheit, durch rein psychologische, innere Faktoren bestimmt, durch seine überstarke Mutterbindung, durch seine Ungewohnheit, inmitten Fremder zu sein usw.

Nicht anders verhält es sich auf sozialem Gebiete, wo es sich nicht um die psychische Haltung eines Einzelindividuums, sondern um die gemeinsame, sozial relevante Haltung vieler Einzelnen handelt. Wie eine soziale Gruppe — eine Klasse z. B. — auf eine bestimmte äußere Lage reagiert, wie sie sich auf diese Lage psychisch einstellt, wird nicht von dieser Lage, sondern von der Gesamtheit ihrer vorangehenden psychischen Haltungen bestimmt. Es sind nicht die Umstände, welche die seelischen Reaktionen der Menschen bestimmen, sondern es ist ihre psychologische Vergangenheit, die bestimmt, wie sie auf die Umstände reagieren.

Damit ist die Sache aber noch nicht erledigt. Ich könnte mir vorstellen, daß unser marxistischer Gegner einwende: Gut, es sei zugegeben, daß die Art und Weise, auf der eine Gruppe auf die Umstände reagiert, von ihrer psychologischen Vergangenheit bestimmt wird. Aber dadurch wird die Richtigkeit der Marxschen These nicht im geringsten angetastet. Marx hat nie behauptet, daß die Art und Weise der seelischen Reaktionen von ökonomischen Faktoren determiniert würde. Er sagte lediglich, daß der Inhalt des sozialen Bewußtseins von der realen, sozial-ökonomischen Lage determiniert sei. „Die Gesamtheit der Produktionsverhältnisse bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die reale Basis . . ., welcher bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsformen entsprechen.“¹

Sehen wir uns diesen Einwand näher an. Zuerst: was ist damit gemeint, daß die gesellschaftlichen Bewußtseinsformen der jeweiligen realen, ökonomischen Basis „entsprechen“? Offenbar dies. Es werden die Menschen in eine bestimmte, sozialökonomische Lage hineingebohren. Sie wachsen in „bestimmten, notwendigen, von ihrem Willen unabhängigen“ ökonomischen Verhältnissen auf. (Marx.) Ein einzelnes Individuum mag sich dieser Lage zu entziehen wissen, sich zu einer

1) Vorwort zur Kritik der politischen Ökonomie, Stuttgart 1920, (S. LV)

höheren sozialen Schicht emporarbeiten, die Gruppe (Klasse) als solche vermag dies nicht, wenigstens nicht, solange die ökonomische Gesellschaftsstruktur unverändert bleibt. Nun sind Menschen aber denkende, bewußte Wesen. Sie sind nicht nur in einer bestimmten objektiven Lage, sie werden sich dieser Lage auch subjektiv bewußt. Und nicht nur ihrer eigenen Lage, sondern auch des Verhältnisses ihrer Lage zu derjenigen anderer Gruppen, und zu der Gesellschaft als Ganzem. Dieses Bewußtsein ist, was Marx mit den, der realen, ökonomischen Basis „entsprechenden“, Bewußtseinsformen gemeint hat.

Ich gebe unmittelbar zu, daß diese Marxsche Anschauung ein großes Stück Wahrheit enthält. Aber doch nicht die ganze Wahrheit. Um es gleich mit einem Worte zu sagen: die gesellschaftlichen Bewußtseinsinhalte „entsprechen“ der realen Basis wohl teilweise, aber sie entsprechen ihr nicht ganz. Und damit wird die allgemeine Behauptung, daß die reale Basis, die sozial-ökonomischen Umstände, das soziale Bewußtsein bestimmen, hinfällig. Nun ist es merkwürdig, daß Marx selbst die Argumente beigebracht hat, welche die allgemeine Richtigkeit seiner These widerlegen. Erstens hat er anerkannt, daß das soziale Bewußtsein, der „ideologische Überbau“, oft bei der Entwicklung des materiellen „Unterbaues“ zurückbleibt, d. h. diesem nicht mehr „entspricht“. Es ist klar, daß schon diese Tatsache genügt, um zu beweisen, daß der geistige Überbau nicht von der realen Basis „determiniert“ wird. Vielleicht wird man entgegnen: es findet in diesen Fällen eine Art „Überdeterminierung“ statt. In dem Sinne, daß das soziale Bewußtsein nicht nur von seinem realen Unterbau, sondern auch von seiner psychologischen Vergangenheit bestimmt sein könnte. Aber damit wäre der spezifisch historisch-materialistische Gedanke preisgegeben. Das gesellschaftliche Bewußtsein wird von dem materiellen Sein determiniert oder es wird davon nicht determiniert. Die Anerkennung von Ausnahmen ist hier ebensowenig gestattet, wie es einem „materialistischen“ Gehirnspsychologen, der die psychischen Prozesse nur aus stofflichen, gehirnpysiologischen Prozessen erklärlich erachtet, gestattet sein würde anzunehmen, daß es, ausnahmsweise, auch selbständige, vom Gehirn unabhängig gewordene, psychische Prozesse gäbe. Der Kausalzusammenhang existiert, oder er existiert nicht. Und wenn er existiert, muß er auch in allen Fällen existieren.

Diese Tatsache des zeitlichen Zurückbleibens des sozialen Bewußtseins bei der objektiven Realität ist aber noch nicht die wichtigste.

Von weit größerer Bedeutung ist das, wiederum schon von Marx konstatierte, Faktum, daß das gesellschaftliche Bewußtsein kein ehrliches, zuverlässiges, sondern ein trügerisches, oder, wie wir jetzt sagen würden: entstelltes Bewußtsein ist! Es ist eine der geistigen Großtaten Marx' gewesen, daß er als Erster erkannte, die geistigen, ideellen Interessen, wofür die Menschen zu kämpfen glauben, die Ideen der Freiheit, Sittlichkeit usw., seien zum großen Teil Verkleidungen, schöne Deckmäntel, unter denen sich die wirklichen Beweggründe, die materiellen Interessen — vor allem die Klasseninteressen — verbergen. Man kann nur staunen über die gewaltige, intuitive Schärfe des Marxschen Blickes, wenn man sieht, wie er, ein halbes Jahrhundert vor der Geburt der Psychoanalyse, den wahren Sachverhalt schon geahnt hat. Marx war sich dessen bewußt, daß die Menschen nicht sind, was sie zu sein glauben, er hat intuitiv erkannt, daß sich unter dem manifesten Inhalt ihres Bewußtseins ein latenter verbirgt, der die eigentlich wirksamen Motive enthält. Man geht wirklich nicht zu weit, wenn man auch Marx als Vorläufer der Psychoanalyse hinstellt. Aber die Existenz eines unbewußten Seelenlebens intuitiv erfassen, und dieses wissenschaftlich-methodisch bearbeiten und ergründen, ist zweierlei: Dies letzte hat Marx nicht getan, konnte er auch im Rahmen des Wissens seiner Zeit nicht tun. Es liegt darin eben der Grund, warum Marx das Problem der Art und Weise, wie die gesellschaftlichen Ideologien entstehen, „vernachlässigte“. Er mußte dieses Problem beiseite lassen, weil ihm die zu seiner Lösung unentbehrliche tiefenpsychologische Einsicht fehlte. Es findet sich im berühmten „Vorwort zur Kritik der politischen Ökonomie“ eine in dieser Beziehung hochinteressante Stelle. Es ist die Stelle, wo Marx handelt von dem Unterschied zwischen den realen, objektiven, sozialökonomischen Konflikten und den juristischen, politischen, religiösen, kurz ideologischen Formen, worin sich die Menschen dieser Konflikte bewußt werden. „So wenig man das“, lesen wir dort, „was ein Individuum ist, nach dem beurteilt, was es sich selbst dünkt, ebensowenig kann man eine (solche Umwälzungs-) Epoche aus ihrem Bewußtsein beurteilen, sondern muß vielmehr dies Bewußtsein aus den Widersprüchen des materiellen Lebens... erklären“.¹

In diesem einzigen Satze liegt sowohl die Stärke wie die Schwäche

¹) S. LV, LVI.

des historischen Materialismus enthalten. Die Stärke liegt in der Betonung der Unzuverlässigkeit, des trügerischen Charakters des gesellschaftlichen Bewußtseins, und in der Hervorhebung der großartigen Bedeutung der materiellen Realkonflikte für das Zustandekommen der Ideologien. Die Schwäche aber liegt darin, daß Marx ein rein psychologisches Problem, das Problem des Widerspruchs zwischen dem manifesten sozialen Bewußtseinsinhalt und den tieferliegenden, eigentlichen Motiven, auf außerpsychologischem Wege zu lösen versuchte. Weil er die Wirksamkeit unbewußter Seelenmächte zwar ahnte, aber nicht klar durchschaute, mußte er wohl seine Zuflucht nehmen zu seiner materialistischen, ökonomistischen Erklärung.

Ich möchte darum vorschlagen, die Marxsche These von der Determinierung des sozialen Bewußtseins derart zu ergänzen: Es ist nicht nur das äußere gesellschaftliche Sein, das den Bewußtseinsinhalt der Menschen bestimmt, sondern dieser Inhalt wird auch bestimmt von dem menschlichen Unbewußten, d. h. von den, durch die Kultur unterdrückten und verdrängten, primitiven Trieben und Wünschen.

Diese Formulierung scheint in vollkommener Übereinstimmung mit den Ansichten der Psychoanalyse. Das soziale Bewußtsein entspricht dem Ich des Einzelindividuums. Es ist, wie dieses, ein Vermittlungsapparat zwischen dem Es der Gruppenmitglieder und ihrer sozialen Umwelt. Seine Hauptfunktion besteht darin, die großen, aus dem Es aufsteigenden, organischen Bedürfnisse, in erster Linie das Bedürfnis nach Nahrungsaufnahme, zur Befriedigung zu verhelfen. Es hat also auch das soziale Ich ein „Doppelangesicht“: einerseits ist es der psychischen Innenwelt (dem Es) zugekehrt, andererseits ist es auf die materielle Außenwelt eingestellt. Diese Außenwelt aber ist zuerst eine sozialökonomische, d. h. eine Welt, in der die verschiedenen sozialen Gruppen auf einer bestimmten, von der jeweiligen juristischen Ordnung normierten, Art und Weise, ihren Lebensunterhalt beschaffen müssen. *Primum vivere, deinde philosophari* (et amare), dieser römische Spruch trifft auch hier völlig zu. Es ist deshalb eine vitale Notwendigkeit, daß das Gruppen-Ich sich, soviel es nur kann, dem ökonomischen Realitätsprinzip unterwirft, sich der sozialökonomischen Realität möglichst anpaßt. Bis hierhin können wir die Marxsche Betonung der Bedeutung der realen, ökonomischen Umstände und Konflikte nur vollauf bestätigen.

Es ist dies jedoch nur die eine Seite der Sache. Die andere ist die innerpsychische. Das Ich — auch das soziale — ist ein, durch Einfluß der Außenwelt, modifizierter Teil des Es. Außer Repräsentant des ökonomischen Realitätsprinzips, ist es somit auch Anwalt des Es, und hat darum auch mit dem Lustprinzip zu rechnen. Die Gruppe muß, um sich am Leben zu erhalten, rational-ökonomisch handeln. Aber die Leidenschaften des Es sind nicht immer gewillt, sich der ökonomischen Weisheit des Ichs zu beugen! Zwar hat die Kultur-entwicklung im Über-Ich einen mächtigen Vorposten der gesellschaftlichen Realität gegen die Zügellosigkeiten des Es ins Ich stationiert, wir wissen aber aus individuellen Fällen nur allzu gut, wie oft das Es diesen Vorposten zu überrennen, oder, auf neurotischem Schleichwege, zu umgehen versteht. Und genau so verhält es sich auf sozialem Gebiete.

Das soziale Bewußtsein ist ja fortwährend bestrebt, der objektiven Realität gerecht zu werden. Aber es gelingt ihm dies ebensowenig in aller Vollkommenheit, wie dies dem individuellen Ich gelingt. Daher stellt auch das soziale Bewußtsein einen durchgängigen Kompromiß zwischen dem ökonomischen Realitätsprinzip und dem primitiven Lustprinzip dar. Die Beschaffung der ökonomischen Güter ist zwar das erste Nötige, aber das Es enthält auch andere Wünsche, von sexueller und aggressiver Natur. Und diese, zum großen Teil nicht realitäts-gerechten Wünsche sind es, welche die ökonomischen Bemühungen des Ichs kreuzen und stören, ja sie oft gänzlich vereiteln. Dann ist es gar nicht mehr das gesellschaftliche Sein der Menschen, das ihr Bewußtsein bestimmt, sondern es ist ihr Es, das die Herrschaft über ihr Bewußtsein angetreten hat und sie nach seinem Willen handeln tut.

Dies ereignet sich z. B. im Falle des Krieges. Vom Standpunkte des ökonomischen Realitätsprinzips betrachtet, ist der moderne Krieg wohl die unvernünftigste Massentat, die es gibt. Anstatt ökonomische Güter zu schaffen, ist der Krieg nur auf deren Vernichtung gerichtet. Und doch lassen die Massen, auch die historisch-materialistisch geschulten, sich in den Wahnsinn des Mordes und der Vernichtung mitreißen. Wie ist diese, ebenso traurige wie befremdende Tatsache zu erklären? Aus dem Wegfall des Realitätsprinzips und daraus allein. Der Krieg bedeutet, massenpsychologisch gesehen, den Durchbruch der, von der Kultur zwar eingegitterten, aber ungenügend gezähmten Bestien der menschlichen

Triebnatur, die Ablösung des Realitätsprinzips von dem Lustprinzip.¹

Die Frage, die wir oben stellten: ist die Marxsche Lehre von der materiellen, sozialökonomischen Determinierung des sozialen Bewußtseins, mit der Psychoanalyse vereinbarlich? ist hiermit, wie mir scheint, prinzipiell beantwortet. Die Antwort lautet: Marx hat recht, wo er den Umständen, den „materiellen“ Verhältnissen, eine große Bedeutung für die Bildung des sozialen Bewußtseinsinhaltes zuschreibt. Soweit das Bewußtsein der Menschen dem ökonomischen Realitätsprinzip gehorcht, wird sein Inhalt tatsächlich in erster Linie von der sozialökonomischen Realität „bestimmt“, oder, psychologisch genauer: von der Vorstellung dieser Realität. Aber das soziale Bewußtsein ist, sowenig wie das individuelle, vollkommen realitätsangepaßt. Sein Inhalt wird daher, außer von realitätsgerechten, auch von nicht-realitätsgerechten, unbewußten seelischen Kräften und Motiven bestimmt. Die Grundthese des historischen Materialismus ist daher, wenn sie richtig, d. h. psychologisch, interpretiert wird, nicht mit der psychoanalytischen Anschauung in Widerstreit. Allein sie bedarf, um der Wirklichkeit völlig gerecht zu werden, einer psychologischen Ergänzung, welche die Rolle der unbewußten seelischen Prozesse mit in Rechnung bringt.

Kehren wir nun zum Problem zurück, das wir im Anfang dieses Aufsatzes stellten, das Problem der sozialtherapeutischen Verwendungsmöglichkeiten der Psychoanalyse. Wie wir sahen, werden diese Möglichkeiten vom Marxismus geleugnet. Nach dem obigen wird es schon teilweise klar sein, warum. Wenn das soziale Bewußtsein wirklich ausschließlich von der äußeren, ökonomischen Realität (bez. deren psychische Repräsentanz) bestimmt würde, wären sozialpsychische Zustände nie direkt-psychologisch, sondern nur indirekt, mittels ökonomischer Veränderungen im „Unterbau“, zu beeinflussen. Das ist klar. Aber es ist ebenso klar, daß, wenn auch nicht-ökonomische, unbewußte Determinanten im Spiele sind, eine direkt-psychische Beeinflussung keine Undenkbarkeit ist. Der Marxismus hat aber noch ein zweites Bedenken gegen eine analytische Sozialtherapie: er anerkennt überhaupt keine soziale Krankheiten. Es komme also nicht darauf an, die Gesellschaft zu heilen, sondern die immanenten Kräfte frei zu setzen, welche die Umsetzung de

1) Vgl. Freud, Krieg und Tod. (A. d. R.)

kapitalistischen in die sozialistische Gesellschaft zustande zu bringen berufen sind. Der Kapitalismus, mit all seinen Nöten und Übeln, ist, nach Marx, keine Krankheit, sondern eine historisch notwendige Übergangsphase zwischen Feudalität und Sozialismus.

Bei diesem Punkte müssen wir länger stillstehen.

Denn es gilt hier eine Frage, deren praktische Bedeutung schwerlich überschätzt werden kann, und über welche, auch in nicht-marxistischen Kreisen, noch vielfach die größten Mißverständnisse herrschen.

Fragen wir zuerst: auf welchen Gründen glaubt der Marxismus, die Existenz, ja die Möglichkeit sozialer Krankheiten leugnen zu müssen? Wenn ich recht sehe, liegt der Hauptgrund in der Marxschen, wohl aus seiner Hegel-Zeit stammenden, Verwirrung der Begriffe „notwendig“ und „normal“. Alles gesellschaftliche Geschehen ist für Marx notwendig, von der Gesamtheit aller vorangehenden Ursachen vollständig determiniert. Der Zufall existiert sowenig im sozialen Prozeß wie im großen Naturgeschehen. Es ist klar, daß wir Marx hierin nur beistimmen können. „Der Zufall ist“, wie es Léo Errera einst glücklich ausdrückte, „ein Gesetz, das inkognito reiset“. Der Fehler Marx' beginnt da, wo er „notwendig“ gleich „normal“ setzt. Daß diese Gleichstellung unberechtigt ist, ist nicht schwierig einzusehen. Das Prädikat „notwendig“ besagt nichts anderes als die Einsicht, daß etwas nicht anders geschehen könnte, als es geschah. Es schließt die Anerkennung eines Kausalzusammenhanges in sich, und nichts weiter. Wenn wir dagegen etwas „normal“ nennen, hält dies eine Wertung ein; wir geben zu erkennen, daß wir an die Existenz einer bestimmten Norm glauben, die uns bei der Beurteilung der besonderen Erscheinungsformen als Maßstab zu dienen vermag. Insofern etwas dieser Norm entspricht, heißen wir es normal, im entgegengesetzten Fall abnormal. Mit der Frage der Notwendigkeit hat dies nicht das geringste zu tun. Alles was ist, ist notwendig. Aber es kann ebenso gut normal wie abnormal sein. Ein Mensch, der ohne Arme und Beine geboren wird, ist zweifellos als notwendige Erscheinung zu betrachten. Das Fehlen seiner Extremitäten wurde genau so von bestimmten Ursachen determiniert wie deren Wachstum bei seinen normalen Gattungsgenossen. Ich glaube nicht, daß daran noch etwas zugefügt zu werden braucht.

Ja, wird man vielleicht einwenden, das ist alles ganz richtig, insoweit es Tiere, Pflanzen und Menschen betrifft. Aber auf die Gesellschaft läßt sich die Unterscheidung „normal — abnormal“, oder —

was auf dasselbe hinauskommt — „gesund — krank“ nicht anwenden, weil die Gesellschaft kein Organismus ist.

Über diese Frage sind Bücher vollgeschrieben worden. Aber man wäre geneigt sich zu fragen, ob die Verfasser ihre Zeit und Energie nicht besser gebraucht haben könnten. Denn schließlich läuft der ganze Streit auf einen Wortstreit hinaus. Die Gesellschaft ist ein Ganzes von lebendigen Teilen, die zum Zwecke des gemeinsamen Lebens miteinander verbunden sind und zusammenarbeiten (sei es denn auf noch sehr unvollkommener Weise!). Warum sollte man dieses Ganze keinen Organismus nennen dürfen? Ja, wenn man den Begriff „Organismus“ von vornherein auf Tier- und Pflanzenorganismen beschränkt, so ist die Gesellschaft natürlich kein Organismus. Einige Autoren haben es vorgezogen, die Gesellschaft nicht als Organismus, sondern als Mechanismus zu betrachten. Es ist zuzugeben, daß sie auch manches damit gemein hat. Aber die Betrachtung als Organismus scheint mir darum den Vorzug zu verdienen, weil die Gesellschaft, im Gegensatz zu einem Mechanismus, nicht von äußeren, mechanischen, sondern von inneren, lebendigen Kräften getrieben wird. Es scheint mir denn auch gegen den organischen Gedanken keinerlei Beschwerde zu bestehen, wenn man sich nur dafür hütet, die z. B. an tierischen Organismen gewonnenen Einsichten ohne weiteres auf das Gesellschaftsleben zu übertragen.¹ Man muß sich des Unterschiedes zwischen Analogien und tatsächlichen Identitäten immer bewußt bleiben. Die Tierbiologie läßt sich ebensowenig direkt auf die Gesellschaft übertragen, wie diejenige der Pflanzen auf die der Tiere. Die Gesetze der Sozialbiologie können nur am sozialen Organismus selbst entdeckt werden. Die Gesellschaft ist ein Organismus *sui generis*. Sie ist weder ein Tier noch eine Pflanze. Aber ihr darum das Prädikat „Organismus“ verweigern, erinnert an den Neger, der in seiner Heimat als Musikinstrumente nur Tam-tam und Flöte gekannt hatte. Als man ihm zum ersten Male eine Violine zeigte, meinte er, aus einem solchen Ding könne keine Musik hervorgehen, weil man darauf weder schlagen noch blasen konnte.

Am wenigsten aber dürfte von Marxisten gegen die organische Auf-

1) Daß die „organischen“ Theorien oft als wissenschaftlicher Deckmantel schroff reaktionärer Tendenzen verwendet sind, z. B. um die Herrschaft des sozialen „Kopfes“ über die „Hände“ biologisch zu rechtfertigen, ist wahr. Aber über die Richtigkeit der betreffenden Theorien an sich ist damit noch nichts ausgesagt. Vgl. hierzu: Bucharin, Theorie des historischen Materialismus, 1922, S. 91, 92.

fassung der Gesellschaft Einspruch erhoben werden. Hat doch ihr Meister selbst, in unzweideutigster Weise, die Sozietät als organische Einheit, ihre Entwicklung als eine „der Entwicklungsgeschichte auf anderen Gebieten der Biologie analoge Erscheinung“ betrachtet.¹

Aber dann ist auch kein Grund, warum die Begriffe normal-abnormal, gesund-krank, nicht auch auf den sozialen Organismus angewandt werden dürften. Zwar stoßen wir hier auf eine Schwierigkeit, auf die auch von Freud, mit Hinsicht auf die Gemeinschaftsneurosen, hingewiesen wurde: Die Schwierigkeit des Auffindens eines objektiven Maßstabes, an Hand dessen wir über den gesunden resp. kranken Charakter sozialer Erscheinungen entscheiden können.² Es fehlen hier die normalen Specimina, welche uns auf den anderen Gebieten zum Vergleich zur Verfügung stehen. Die „normale“ Gesellschaft ist nirgendwo da . . .

Doch scheint diese Schwierigkeit nicht unüberwindlich. Fragen wir uns: Wann heißen wir einen lebendigen Organismus, z. B. einen tierischen, gesund, wann krank? Ich möchte antworten: gesund nennen wir einen Organismus, wenn all seine Teile harmonisch zusammenarbeiten zum Wohl des ganzen, — krank, wenn dies nicht der Fall ist, wenn die Funktion der Teile gestört, ihre harmonische Zusammenarbeit unterbrochen ist. Wenn wir nun dieses Kriterium an den sozialen Organismus anlegen, ist nicht zweifelhaft, wie die Diagnose ausfallen muß. Von einer harmonischen Zusammenarbeit ist keine Rede. Die Gesellschaft ist zerspalten, und zwar in doppelter Richtung: einmal horizontal, in Staaten, und zweitens vertikal, in Klassen. Wer die soziale Realität unbefangen betrachtet, muß schließen, daß sie, im biologischen Sinne, krank, schwerkrank ist. Daß sie, um ein altes Wort zu gebrauchen, einem Hause gleicht, das in sich selbst verteilt ist.

Es scheint zunächst unverständlich, daß Marx, der die Analogie der Gesellschaft mit einem individuellen Organismus so klar erkannte, die pathologischen Züge, den pathologischen Charakter der Klassenspaltung vor allem, nicht als solche anerkannt hat. Es wird aber begreiflich, wenn wir uns daran erinnern, daß Marx Hegel-Schüler war, und eben im Klassenkampf einen sozialen Spezialfall der allgemeinen „Dialektik“ erschaute. So mußte für Marx der Selbststreit der Gesellschaft, der — mehr oder weniger offene — Kampf der Klassen,

1) Das Kapital, 1. Band, 1. Buch, Stuttgart 1922, S. XXXIX, XLVI und XLVII.

2) Das Unbehagen in der Kultur, S. 134.

der uns als Ausdruck einer fundamentalen, sozialpathologischen Störung erscheint, als die Hebel *par excellence*, als der Motor der sozialen Entwicklung gelten.

Nun werde ich gewiß nicht leugnen, daß in Hegels Dialektik-Lehre viel Wahres liegt. Daß der Widerspruch sehr viel tut, auch viel gutes, ist gewiß. Aber ich kann nicht zugeben, daß, wie Hegel behauptet, es überhaupt der Widerspruch ist, „der die Welt bewegt“. Selbst wenn man zugibt, alle Entwicklung vollziehe sich in Widersprüchen, so liegt in dieser Aussage schon beschlossen, daß dasjenige, was die Entwicklung treibt, selbst nicht der Widerspruch ist. Aber es kommt noch etwas hinzu. Auch wenn es wahr ist, daß alle Entwicklung sich in Widersprüchen vollzieht, so ist damit noch keineswegs gesagt, daß alle Widersprüche Zeichen von Entwicklung sind. Wir müssen auch zwischen normalen, gesunden, und abnormalen, krankhaften Widersprüchen unterscheiden. Auch bei einer gesunden Entwicklung wird die Harmonie jedesmal gestört, aber um sich jedesmal auf höherem Niveau wiederherzustellen. Aller Wachstum geht mit Krisen gepaart. Aber der Klassenkampf, der unsere Gesellschaft zerrüttet, ist, wie der Krieg, kein normales, sondern ein pathologisches Phänomen. Er ist der Ausdruck der, einmal durch „außerökonomische Gewalt“ entstandenen, sozial-ökonomischen Krankheit, die Folge der Spaltung der Gesellschaft in eine Grund und Boden besitzende Herrschaft, und eine enterbte, besitzlose Klasse.

Wenn ich den Klassenkampf als Symptom der sozialen Krankheit betrachte, erkenne ich keineswegs, daß er — wie alle Krankheits-symptome — gleichzeitig Äußerung einer Selbstheilungstendenz ist. Der soziale Körper bemüht sich unaufhörlich, „die Schädlichkeit, die das normale Zusammenspiel seiner Organe und Funktionen gestört hat, auszustoßen.“¹ Diese „Schädlichkeit“ ist, meiner Überzeugung nach, der aus feudalen Zeiten stammende Großgrundbesitz, an den unsere Gesellschaft „fixiert“ geblieben ist. Ich kann darauf in diesem Aufsatz nicht näher eingehen, verweise jedoch den Leser, der sich für die Sache interessiert, auf die Werke Oppenheimers, insbesondere auf sein „Die soziale Frage und der Sozialismus“, „Kapitalismus, Kommunismus, wissenschaftlicher Sozialismus“, seine Broschüre „Die soziale Forderung der Stunde“, wie auch auf sein großangelegtes „System der Soziologie“.

1) Franz Oppenheimer, Kapitalismus, Kommunismus, Wissenschaftlicher Sozialismus, 1919, S. 190.

Das Ergebnis, wozu obiges uns führt, ist, daß sich gegen die Anschauung, auch die Gesellschaft könne krank sein, keine triftige Argumente anführen lassen. Daß, im Gegenteil, starke Gründe dafür sprechen, daß unsere Gesellschaft tatsächlich krank ist. Zwar faßten wir bis jetzt vor allem die körperliche Seite des sozialen Organismus ins Auge, aber es ist nicht einzusehen, warum es, wenn es sozialkörperliche Krankheiten gibt, auch keine sozialpsychische geben könne.

Der Schöpfer der Psychoanalyse, wir betonten es schon am Eingang, ist von der Existenz sozialer Neurosen überzeugt. Auf eine spezielle Untersuchung der sozialen Neurosen und ihrer psychologischen Struktur, sowie auf das schwierige Problem des Zusammenhanges zwischen sozialpsychischen und sozialkörperlichen Krankheitserscheinungen, wollen wir uns hier nicht einlassen. Es bleibe dies einem folgenden Aufsatz vorbehalten.

Zum Schlusse aber noch einige Worte über einen eigentümlichen Versuch, der von Fromm in seinem mehrmals zitierten Aufsatz unternommen wurde, um die Existenz sozialer Neurosen zu leugnen. Das Eigentümliche dieses Versuches besteht darin, daß weitgehende Behauptungen aufgestellt werden, aber ohne jeglichen Beweis. Fromm dekretiert ganz einfach: „Die Masse ist kein Neurotiker“. Das Massenverhalten stellt, nach ihm, immer eine „adäquate“, „realitätsangepaßte“ Reaktion auf die aktuellen, realen, objektiven, sozialen Lebensbedingungen dar. Auch der Krieg wird von Fromm diesen „adäquaten, realitätsgerechten“ Reaktionen zugerechnet.¹ Ich glaube nicht, daß wir bei dieser, jedes Argumentes baren, Behauptung lange stillzustehen brauchen. Nur sei noch hingewiesen auf eine Stelle in Fromms Aufsatz, welche zeigt, in welchem Grade der marxistische Widerstand auch einem Psychoanalytiker Streiche spielen kann. Der Aufstand einer unterdrückten Klasse gegen ihre Unterdrücker, sagt Fromm, sei ebenso wenig neurotisch, wie . . . die Trauerreaktion eines Individuums auf den Verlust eines geliebten Angehörigen, oder wie die Wut eines Untergebenen gegen seinen ihn peinigenden Chef . . .²

In seinem Eifer für Marx scheint Fromm vergessen zu sein, daß es außer der normalen Trauer auch eine pathologische gibt, die Melancholie.³ Und daß auch die Wut eines Untergebenen gegen

1) Fromm, l. c. S. 446, 447.

2) Fromm, l. c. S. 446.

3) Vgl. Freud, Trauer und Melancholie, Ges. Schriften, Bd. V, S. 535 ff.

seinen Vorgesetzten normal sein kann, aber ebenso gut neurotisch.

Am Schlusse seines Aufsatzes sagt Fromm dann noch, der Glaube, daß die Psychoanalyse die Politik ersetzen könne, sei eine „verhängnisvolle Täuschung“. Und eine Täuschung, möchten wir hinzufügen, der kein vernünftiger Mensch unterliegt. Niemand, der bis jetzt eine sozialtherapeutische Anwendung der Psychoanalyse befürwortete, hat je daran gedacht, die Politik durch die Analyse zu ersetzen. Die sozialmateriellen Zustände und Verhältnisse lassen sich gewiß ebensowenig durch reinpsychologische Beeinflussung ändern, wie man etwa in der Analyse einer unglücklich verheirateten Frau deren Mann „weganalysieren“ könnte. Die Frage, worum es sich handelt, ist lediglich diese: inwieweit könnte eine tiefere, psychoanalytische Einsicht in das sozial-kulturelle Geschehen die Grundlage für eine neue, sozial- und kulturhygienische Politik liefern? Mit dem Stellen dieser Frage wollen wir für diesmal enden. In einem folgenden Aufsatz hoffen wir auf die besonderen Probleme, vor welche diese Frage uns stellt, einzugehen.

Ende Oktober erscheint der

ALMANACH DER PSYCHOANALYSE 1933

Mit 5 Bildbeilagen. In Leinen gebunden RM 4.-

Aus dem Inhalt:

Lou Andreas-Salomée	Mein Dank an Freud	Eduard Hitschmann	Werfel als Erzieher
R. Baissette	Der Sohn Alexanders des Reichen	Ludwig Jekels	Das Schuldgefühl
Alfred Frh. v. Berger	Die Dichter hat sie für sich	Ernest Jones	Die Wortwurzel NR
Marie Bonaparte	Der Tod Edgar Poes	Melanie Klein	Die Sexualbetätigung des Kindes
Dorothy Burlingham	Ein Kind beim Spiel	Hermann Nunberg	Magie und Allmacht
M. D. Eder	Der Mythos vom Fort- schritt	Oskar Pfister	Psychoanalyse unter den Navaho-Indianern
E. H. Erlenmeyer	Bemerkungen zur „Ge- winnung des Feuers“	Theodor Reik	Der Selbstverrat des Mörders
Paul Federn	Das Ich-Gefühl im Traume	Albrecht Schäffer	Der Mensch und das Feuer
Anna Freud	Psychoanalyse des Kindes	Robert Wälder	Die psychoanalytische Theorie des Spiels
Sigmund Freud	Libidinöse Typen zur „Gewinnung des Feuers“	Arnold Zweig	Odysseus Freud
		Stefan Zweig	Das eheliche Mißge- schick Marie Antoinettes

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien I.

Kitsch

Von

Hanns Sachs

Den Bemühungen der Psychoanalyse um die Lösung ästhetischer Probleme wird mit einer an Monotonie grenzenden Beharrlichkeit der Einwand entgegengesetzt, das alles sei zwar interessant, anregend und sogar fruchtbar, aber letzten Endes doch hoffnungslos, denn die Ästhetik sei wertsetzend, während die Psychoanalyse als reine Naturwissenschaft auf alles Werten von vornherein verzichten müsse. Diese Behauptung ist richtig, der von ihr abgeleitete Einwand falsch. Eher sollte man aus den erfolgreichen Leistungen der Psychoanalyse wie z. B. aus Freuds „Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten“ den Schluß ziehen, auch die Ästhetik habe ein Gebiet, wo sie nicht wertet, sondern festzustellen sucht, nach welchen Gesetzen die seelischen Reaktionen, welche den ästhetischen Wertungen unterworfen werden, entstehen und ablaufen. Auch sollte man bei Wahrung der wertenden Würde der Ästhetik nicht vergessen, wie sehr alle ihre Werturteile bisher versagt haben. Die weisesten Systeme verstummen auf ihrem Richterstuhle, sobald eine ungewohnte Erscheinung vor sie hintritt — ein originelles Werk, eine neue Richtung oder gar eine neue Kunstgattung, wie der Film. Über das Nestroy'sche: „Ja, wenn das schön ist, das ist freilich schön!“ sind wir noch nicht sehr weit hinausgekommen.

Solange es geschlossene Kulturkreise gab und soweit es sie noch gibt, war oder ist es ganz müßig, Werturteile aus einer Theorie abzuleiten. Jedermann wußte, was schön sei: was bei ihm und seinen Volks- (oder Standes-) genossen Wohlgefallen erregte; das Fremdartige wurde ohne viel Kopfzerbrechen abgelehnt. Mit der Renaissance beginnt der „völkerverbindende“ Prozeß; durch die neuartigen Produktionsmittel wurden die geschlossenen Kulturkreise mehr oder weniger gründlich zerschlagen, ihres Inselcharakters beraubt, ins „Allgemein-Menschliche“ aufgelöst. Und hier beginnt die Notwendigkeit und zugleich die Problematik ästhetischer Werturteile. (Natürlich ist dies nur ein Teil der Gesamtentwicklung, die ähnlich auf den Gebieten der Religion, der Ethik, der sozialen Fragen wirkte.) Die Fähigkeit zum ästhetischen Erlebnis ist bei dem modernen Menschen unvergleichlich weiter ausgedehnt, als in irgend einer früheren Epoche: er empfindet die Schönheit des wüsten Hochgebirges und des Meeres, die der Antike fremd war, und

den Reiz der Kraft und Zweckmäßigkeit der Maschine, der von der Romantik abgelehnt wurde; griechische Statuen und kultische Masken der Neger, Gotisches und Ost-Asiatisches vermag er aufzunehmen und fühlend nachzuerleben. Diese Fülle schafft notwendigerweise eine Verwirrung, das Gedränge des Mannigfaltigen eine Oberflächlichkeit, die nichts in die Tiefe dringen läßt, und damit eine Urteilslosigkeit, die sich zum Schutz vor ihrer ständigen Hingabebereitschaft an einen festen, theoretischen Wertmaßstab anklammern möchte. Da zugleich die künstlerische Produktion — wie jede andere — durch die neuen technischen Hilfsmittel einen vorher ungeahnten Umfang und Charakter angenommen hat, steht unsere Zeit vor einem neuen Problem, das für die Menschen der geschlossenen Kulturkreise kaum irgendeine Wichtigkeit hatte, vor der Frage: „Gefällt mir das, was mir gefällt, wirklich, oder ist mein Mißfallen der Beweis einer stärkeren und neuen Qualität, der ich noch nicht gewachsen bin, ist also der Vorbote meines eigentlichen, tieferen Gefallens?“ Mit anderen Worten: „Was ist Kitsch?“

Nachdem wir uns „in drangvoll fürchterlicher Enge“ der Argumentation bis zu unserem Thema durchgezwängt haben, dürfen wir uns nun die Frage nach dem Geltungsbereich der Psychoanalyse wiederholen. Kitsch ist kein „Ewigkeitsproblem“, es entstammt im Wesentlichen der Eigenart oder, wenn man so will, dem Mangel an Eigenart der ästhetischen Kultur unserer Zeit. Die Entscheidung, was Kitsch ist und was nicht, läßt sich also nicht aus den Grundgesetzen psychischen Geschehens ableiten, denen die Psychoanalyse nachforscht. Aber von einer Seite her kann sie doch zur Lösung etwas beitragen. Zum Kitsch gehört doch auch eine ganz besondere Form der Massenwirkung und was die Psychoanalyse über diese Dinge, die emotionellen Grundlagen der Massenbildung, lehrt, das läßt sich umso eher anwenden, als hier schon mannigfache Verbindungen zum Kunstproblem hergestellt worden sind.

Wir werden uns über das Bedürfnis nach einer Definition dessen, was Kitsch ist, hinaussetzen müssen. Man meint gewöhnlich, sein Charakteristikum sei das Süßliche und Sentimentale, das Weglassen der peinlichen und widerwärtigen Seiten der Realität, aber damit ist der Begriff noch keineswegs erschöpft, denn neben dem rosafarbenen Kitsch gibt es auch einen brutalen, mit einem Parfum von Blutgeruch, einen wilden Originalitätskitsch und einen Edelkitsch, der allen hohen Ansprüchen zu genügen scheint. Es nützt auch nichts, sich auf den Mangel wirklicher Originalität als Unterscheidungsmerkmal zu berufen,

denn das heißt nur ein Nichtwissen durch ein anderes zu ersetzen. Shakespeare würde nach den heutigen Begriffen vom geistigen Eigentum als der ärgste Plagiator gelten.

Ebensowenig kann die Analyse der Inhalte, die einem Werk zugrundeliegen — Tagträume oder unbewußte Phantasien — den mindesten Fingerzeig geben; sie sind allzu typischer Art, um ein Unterscheidungsmerkmal liefern zu können. Das talentlose Produkt eines Pubertätskonfliktes ist ebenso auf dem Ödipuskomplex aufgebaut, wie der Hamlet, und aus der Geschichte vom Findling, der zum Schlusse mit seinen Eltern vereinigt wird, sind ebenso viele grandiose Mythen entstanden, wie kitschige Filme. Der Unterschied liegt nicht im Thema, sondern in der Verarbeitung: das Kunstwerk schafft neue, bisher ungekannte Erlebnismöglichkeiten, neue Zugänge zum unbewußten Grundstoff, der Kitsch verläßt sich auf gesicherte, längst vertraute Wirkungen. Ein Blütenbaum unterm Frühlingshimmel ist schön, das Sterben eines Kindes ist rührend, das wissen wir schon lange, und diesem Wissen wird kein neuer Zug hinzugefügt. Vielleicht läßt sich hier doch ein kleines Stück Erkenntnis anschließen. Der Künstler, soviel glauben wir zu wissen, wird zum Schöpferischen genötigt durch das Schuldgefühl, das seinen Tagträumen anhaftet. Wer Kitsch schafft, hat mit solchem Schuldgefühl offenbar nicht zu kämpfen, er steht den Phantasieinhalten seines Produktes freier, das heißt mit viel geringerer innerer Anteilnahme, gegenüber. Man könnte — mit einiger Übertreibung, aber im Wesentlichen richtig — die Formulierung wagen: Kitsch ist die Verwertung von Tagträumen durch diejenigen, die sie nicht haben.

Deshalb ist es auch möglich, daß ein Werk, das an und für sich nur als Kitsch gelten kann, den Einen oder Anderen so im Tiefsten anrührt, wie es eigentlich nur ein echtes Kunstwerk vermag — wenn nämlich die Tagträume und mit ihnen die „Komplexe“ des Aufnehmenden so gelagert sind, daß sie zufälligerweise mit dem völlig übereinstimmen, was das betreffende Werk bietet. Ich habe eine derartige Wirkung einmal in einer Analyse beobachten und durchaus verstehen können. Meine Analysandin wurde durch den Film „Der Geiger von Florenz“, den man trotz der Darstellung und interessanten Einzelheiten doch wohl als Kitsch einreihen muß, in den Tiefen ihres Wesens dauernd erschüttert. Der Film enthielt eben fast die gesamte Entwicklung ihrer verdrängten Kindheit, er behandelte und löste ihre unbewußten Konflikte: das Streben nach dem Alleinbesitz des verwitweten Vaters, die Angst, ihn durch seine zweite Heirat zu verlieren, den Versuch

einer Flucht in die Männlichkeit, um der Enttäuschung zu entgehen, und das schließliche Wiederfinden eines verjüngten Vaters, bei dem die Maske der Männlichkeit endgültig beiseitegeworfen wird.

Die Distanz vom Unbewußten und den Tagträumen des Urhebers, die der Kitsch einhält, kann also bei dem Aufnehmenden wegfallen; immerhin bleibt ein solcher Vorgang eine Ausnahme, die uns die Frage nahelegt, was denn eigentlich die Regel sei. Läßt sich etwas darüber aussagen, auf welche Weise der Kitsch auf das Durchschnittspublikum, die „manyheaded multitude“, auf die Menge wirkt?

Statt uns bei dem Gemeinplatz aufzuhalten, daß Kitsch und Menge zusammengehören, wollen wir von einer kleinen Besonderheit ausgehen, die für den aufmerksamen Beobachter merkwürdig genug ist. Da waren z. B. im letzten Jahr im deutschen Film die Militärschwänke, die sich eine ziemliche Zeit hindurch beim Publikum einer so schrankenlosen Beliebtheit erfreuten, daß es dem Filmliebhaber gar nicht leicht wurde, ihnen auszuweichen. Diese Filme, wie das Militär selbst, spielen in zwei verschiedenen Welten: Offiziere und Mannschaften. In der Offizierswelt gab es einen bärbeißigen Oberst und vor allem einen unerträglich feschen Leutnant — vom Grafen aufwärts —, der ein Mädchen aus der „Mannschaftswelt“ liebt und von ihr wiedergeliebt wird, bis sie Beide entsagen und der Leutnant seine wunderschöne und tugendhafte Braut — von der Prinzessin abwärts — heiratet. In der Mannschaftswelt geht es weniger edelmütig und beneidenswert zu, hier gibt es zwar auch einen Feldwebel mit rauher Außenseite, vor allem aber einen Offiziersburschen, der faul, ungeschickt oder gefräßig oder in die Unrechte verliebt ist, und dem dafür übel mitgespielt wird. Diese Durchschnittsgestalten sind anscheinend leichter zu verspotten, als durch neue zu ersetzen, denn sie haben mit geringen Modifikationen immer wieder das Publikum gerührt und erheitert. Wer ist nun eigentlich dieses Publikum, das sich so leicht und schnell mit den Figuren der Offiziers- und Prinzessinnenwelt identifiziert und an der Verhöhnung des gemeinen Mannes so viel Freude hat? Man sollte meinen, lauter Menschen aus der „gehobenen Sphäre“, Männer, die Leutnants hätten sein können, Mädchen, die der Prinzessin die Brautschleppe tragen dürften. Wie wir wissen, ist dies keineswegs der Fall; der Erfolg beim großen Publikum beweist schon, daß es in der überwiegenden Mehrzahl die Leute sind, die es zum Offiziersburschen hätten bringen können, und die Mädchen, die bestenfalls von einem Leutnant verlassen worden wären und gerade diese nehmen im Kino

begeisterten Anteil. Man könnte einwenden, das liege an der politischen Stimmung, die für solche, wie für viele andere Verzerrungen verantwortlich ist. Aber es ist anderswo dasselbe, wenn auch nicht mit derselben Kraßheit. Nehmen wir ein Musterbeispiel für den amerikanischen Kitsch, den „Shanghai Expresß“. Besteht etwa der weibliche Teil der amerikanischen Kinobesucher (der Film hat übrigens auch in Deutschland großen Erfolg gehabt) zu einem nennenswerten Prozentsatz aus Mädchen, die hoffen dürfen, sich eines Tages in Kurtisanen von makelloser Tugend zu verwandeln, die zunächst mit Geschenken und geschmackvollen Toiletten überhäuft und schließlich von einem Heldengemüt zum Altar geführt werden?

Auf solche Fragen läßt sich zunächst vom soziologischen Gesichtspunkt aus antworten, daß die niedrigeren, unterdrückten Klassen, insoweit sie nicht zum selbständigen Klassenbewußtsein erzogen sind, die Ideale der höheren, sie beherrschenden Klasse annehmen und zähe festhalten. Dieser soziologische Satz hat, deutlich sichtbar, einen psychologischen Hintergrund, der unserem Thema angehört. Gewiß, wo fremde Ideale entlehnt und nachgeahmt werden, da liegt die Möglichkeit von Kitsch besonders nahe. Wir möchten aber gerne Genaueres über die Mechanismen erfahren, durch die, was immer die Situation sei, — und es geschieht gewiß nicht ausschließlich in der Situation des entlehnten Klassenideals — die Phantasie-Einfühlung, oder anders ausgedrückt, die Befriedigung der ästhetischen Bedürfnisse sich als Massenerscheinung am ehesten auf dem Wege des Kitsch vollzieht.

Wenn Einer gemäß den Idealen einer ihm fremden Lebensform sich verlieben möchte, oder ein Held werden oder, sonstwie eindrucksvoll und interessant sein, so fällt ihm dies zweifellos schwerer, als wenn er sich in seiner eigenen, ihm durch den Alltag vertrauten Sphäre bewegt. Eine aus so gerichteten Einzelnen zusammengesetzte Menge braucht also ein größeres Maß von Hilfe, sie wird es dankbar annehmen, wenn ihrem Einfühlungsstreben der Weg mit größerer Deutlichkeit gewiesen wird. Die Tendenz, sich diese besondere Art von Dankbarkeit des Publikums zu erwerben, ist der unfehlbare Weg zum Kitsch, obgleich sie natürlich durch sehr verschiedene, feinere und gröbere Mittel verwirklicht werden kann. Immer handelt es sich um die Anbringung von mühelos verständlichen Zeichen, sozusagen von leicht lesbaren Wegweisern, die durch das ganze Werk zerstreut vom Anfang bis zum Ende vorhanden sind und die Einfühlungsmöglichkeiten in bestimmte Bahnen lenken. So z. B. kann und darf die Identifizierung

des Publikums nur mit bestimmten Figuren und von einem bestimmten Gesichtspunkt aus gelingen — dort aber mit der größten Leichtigkeit. Wer oder was gut und schön oder häßlich und verwerflich sei, wer auf beneidenswerte Weise leide und bei wem der Schmerz nur komisch sei, daß muß mit einer Eindringlichkeit klargemacht werden, die auch der stumpfsten Auffassungsgabe gewachsen ist. Es liegt auf der Hand, daß oft bewährte Mittel und längst feststehende Wertungen diesem Zweck am besten dienen. Für den Kitsch ist also das Neue, an dem inneren Erleben des Urhebers Gebundene nicht nur überflüssig, wie bereits festgestellt wurde, sondern direkt schädlich; er darf sich nicht damit begnügen, es nicht aufzusuchen, sondern muß bestrebt sein, es um jeden Preis zu vermeiden. Nichts darf zu spüren sein von der vielfältigen Möglichkeit psychischer Entscheidungen, durch die beim Kunstwerk erst der Schöpfer und dann — in geringerem Maße — die Aufnehmenden sich durchringen müssen, nichts ist zu hören vom Zweifel und der bangen Frage: „Seele, wohin hast Du mich verführt — wo bin ich hingeraten?“, und sollte sie trotz allem auftönen, so antwortet schnell und deutlich eine beruhigende Stimme: „Zu guten Leuten“.

Bei alledem dürfen wir die Bedeutung der Erkenntnis der „Wegweiser“-Technik als objektives Merkmal für die Einordnung als Kitsch nicht überschätzen. Wo die Grenzen zwischen dem künstlerischen Drang nach Klarheit und Gestaltung und der zum Kitsch gehörigen Wegweisung liegen, wird im Einzelfall oft genug strittig bleiben. Vielleicht kommen wir durch Betrachtung der Wirkung, die in dem einen oder anderen Fall bei der aufnahmewilligen Menge erreichbar ist, den Unterscheidungsmerkmalen ein kleines Stück näher.

Der Kitsch hat für das Publikum den Vorteil, daß er ihm den Genuß so mühelos wie möglich macht, ihm Unsicherheit und Anspielung auf unliebsame Erinnerungen erspart. Es ist kein Wunder, wenn die Meisten ihn bedingungslos bevorzugen — doch sind mit diesem Vorteil gewisse Einschränkungen und Schwächen untrennbar verbunden. Durch die Behendigkeit, mit der die Gefühlsverteilung vorweggenommen wird, bleibt dem Publikum freilich manche Qual, auch die der Wahl, erspart, aber zugleich wird ihm die Freiheit seiner Affektbildung eingeengt, die Möglichkeit, sie stufenweise aus dem eigenen Unbewußten herauszuheben und voll ausschwingen zu lassen, wird ihm benommen. Der Vorgang muß mit sehr geringer seelischer Aktivität ablaufen und wird nirgends festgehalten. Daher kommt es,

daß der Kitsch, der sich im Grunde auf das bewährte Alte stützt, in seiner Erscheinung den Reiz des Neuesten und Allerneuesten nicht entbehren kann: Ein Schlager folgt auf den anderen, jede Saison bringt ihre Operetten und Revuen — in der Erinnerung sehen sie sich alle zum Verwechseln ähnlich. Die Film-Producer aber, wenn sie der Ehrgeiz ankommt, begeben sich auf die Suche nach einem „originellen Milieu“.

Kitschwirkung auf ein aufnahmefreudiges Publikum läßt sich demnach leicht charakterisieren: sie tritt schnell ein und ist bald vorbei. Die ausgelösten Affekte sind in ihrer Allgemeinheit und Oberflächlichkeit von dem Einzelwerk unabhängig. Es wird bejubelt und vergessen, wie sein Vorgänger und seinem Nachfolger ergeht es ebenso: eigentlich haben nur alle zusammen den Gefühlswert eines einzigen Werkes. Künstlerische Wirkung muß nicht notwendigerweise langsam sein, aber sie darf es sein, und dort, wo sie sich einmal durchgesetzt hat, ist sie unzerstörbar. Nichts Geringeres als eine totale Umstellung der Persönlichkeit ist — von Intensitätsschwankungen abgesehen — dazu notwendig, um den Eindruck, den ein Kunstwerk hinterlassen hat, wieder auszulöschen; die Veränderungen, die es bewirkt hat, sind zu stark, um es je wieder gleichgültig werden zu lassen. Man kann noch hinzufügen, daß dieser Sachverhalt, wie allbekannt, sich in den vergrößerten Dimensionen des historischen Geschehens widerspiegelt. Die Anerkennung, die ein Kunstwerk gefunden hat und die Fähigkeit es nachzuempfinden, wird durch den Ablauf der Jahrhunderte nicht verringert; der Kitsch findet in seinem Zeitalter ebensowenig eine dauernde Stätte wie in der Seele des Einzelnen.

DER 12. INTERNATIONALE PSYCHOANALYTISCHE KONGRESS

fand vom 4.-7. September d. J. in
Wiesbaden statt. Der Bericht darüber
wird im 1. Heft der Intern. Zeitschrift
für Psychoanalyse 1933 erscheinen.

Psychologische Randbemerkungen

Von

Michael Josef Eisler

Budapest

Was der Vater schafft, nimmt dem Sohn die Kraft.

Mit dem Glauben an sich gewinnt oder verliert der Mensch eine Welt.

Welch kluger Schachzug der Selbstliebe, daß sie uns durch das Beispiel des Bösen verleitet, das Gute an uns vortreten zu lassen.

Ein natürlicher Hang zur Trägheit läßt uns so manches im Gedanken ausleben, das eigentlich durch Tätigkeit verwirklicht hätte werden müssen.

Nichts trübt unsere Empfindungen so sehr als Ungeduld und Hoffnungslosigkeit.

Was der Mensch nicht zu seinem Vorteil lenken kann, läßt er oft zum eigenen Schaden über sich ergehen.

Ein unruhig Herz wird selbst durch Ruhe noch beunruhigt.

Überstandene Gefahr kann wie eine dauernde in uns fortwirken.

Neigungen kann man nicht ablegen, doch ihnen dann und wann untreu werden.

Was einem Kind widerfährt, wird bei ihm erst später zur Erfahrung; Kinder haben nur die Ahnung des Kommenden.

Man vergißt leicht, aber am schwersten aus Vorsatz.

Das Interesse für die eigene Person kann bei manchem zur wahren Leidenschaft anwachsen, die dann Stürme hervorruft, gleich einer unerwiderten Liebe.

Pfützen haben mehr Glanz als reines Gewässer.

Wenn die Vernunft ein leidenschaftliches Gefühl unterdrückt, kommt sie leicht in Gefahr, selbst dabei ihre Freiheit einzubüßen.

Ein neuer Schmerz reißt alte Schmerzen auf, neue Freude läßt die alten in Vergessenheit geraten.

Selbstverleugnung ist ein seltenes Talent und wird auch dann meist stümperhaft ausgeübt.

Ein zweitesmal stolpert man leichter über das gleiche Hindernis.

Soll man verlogene Leute widerlegen? Am Ende lügen sie noch unsere ehrlichen Absichten weg.

Eine gute Erziehung bildet im Menschen den Willen zur Anpassung heran, aber sie bringt es meist nur dahin, daß er auf den Umgang mit seinesgleichen verzichten kann.

Wie schnell erfaßt der Geist eine Wahrheit, die zu befolgen der Wille fort und fort zögert.

Die Natur hat dem Menschen die alleinige Freiheit zugebilligt, dasjenige, was wesentlich an ihm ist, auch gegen die Widerstände einer ganzen Welt zu steigern und bis ins letzte auszubilden.

Das Schmeichelhafte, von den Erfolgreichen beachtet zu werden, erwidert man nicht gerne damit, daß man ihren Erfolgen Achtung schenkt.

Ein moralischer Mensch ist gegen sich und andere streng, aber das Maß von Selbstkritik und Tadel ist bei ihm kaum je ein gleiches.

Du kannst die Menschen zwingen dich anzuhören, aber nicht, dich zu verstehen.

Durch nichts läßt sich der Erfolg einer Wahrheit so leicht streitig machen, als durch eine zeitgemäße Halbwahrheit.

D A S E C H O D E R P S Y C H O A N A L Y S E

Freud und Bergson

Der französische Arzt C. D. Dausse (Paris) beschäftigt sich mit einem in „La République“ veröffentlichten Artikel „Trente ans ou l'apothéose de quelques erreurs“ hypothetisch mit den Ereignissen in den nächsten dreißig oder vierzig Jahren, die zu einem „renouvellement des valeurs“ führen und deren historische Bedeutung darin liegt, daß sie gleichsam eine Apotheose der vorhergehenden Epoche darstellen werden. Der Ausgangspunkt seiner Betrachtungen sind zwei Bücher, die in allerletzter Zeit in Frankreich erschienen sind und dort großes Aufsehen erregt haben: die französische Übersetzung der „Zukunft einer Illusion“ von Freud¹ und der ethische Traktat Bergsons, „Les deux sources de la Morale et de la Religion.“²

Freud macht sich, referiert Dausse, an sein Problem mit dem Erkenntnismittel der Psychoanalyse heran, gibt in dem ersten Kapitel ein durch seine Tiefe und Universalität in Erstaunen versetzendes Resumé der Entwicklung seines Problems, diskutiert den Wert der Erkenntnisse, die er zur tieferen Erfassung seiner Materie beibringt, und kommt zu dem Schluß, die religiöse Ära der Menschheit sei mit der Ära der „infantilen Neurose“ identisch. Freud fürchtet nicht nur die schmerzhafteste Loslösung von der mystischen Illusion nicht, er zeigt sogar die ersten Zeichen dieser Erscheinung auf und kündigt die Befreiung an. Dieses Buch, auf das jeder Mensch lebhaft reagieren muß, denn es versetzt das Problem in die sensibelsten Zonen unseres Seins, bringt den ganzen inneren Kampf in bewundernswertem Schwung zum Ausdruck, und dabei ist es von so vollkommener Ehrlichkeit, daß keine Überzeugung verletzt werden kann; wir haben es allerdings nicht mit dem hochmütig verneinenden Monolog eines Menschen zu tun, der keinen Glauben anerkennt, sondern mit dem Zwiegespräch, das ein Ungläubiger mit dem Gläubigen führt.

Zu diesem Werk Freuds steht nun die Arbeit Bergsons in einem derart seltsamen Gegensatz, daß man glauben könnte, Worte aus einer andern Welt zu hören; dabei gehen beide Bücher die gleichen Fragen an. Das Buch Bergsons aber verwendet zu seiner Deutung die komplexen Gegebenheiten der klassischen Psychologie und erklärt, auf Moral und Religion angewendet, die Ergebnisse der beschreibenden Forschung, die ja

1) Übersetzt von Marie Bonaparte, bei Denoël et Steele, Paris 1932,

2) Verlag Félix Alcan, Paris 1932.

selbst eine Repräsentantin der untergehenden Welt, die sie beschreiben will, ist; Freud hingegen bedient sich nur eines einzigen Instrumentes außer der „raison commune“: der Psychoanalyse. „Und da das moral-religiöse Problem gleichzeitig den ins Tiefste hinabführenden und auf das Bezeichnendste lossteuernden der innern Kreuzwege darstellt (die durch das Studium des Unbewußten entdeckt wurden), kann man den letzten Essay Freuds — und den über den Tod — als den bedeutendsten Ausdruck seines sich mit unserer tiefsten Unruhe beschäftigenden Genies ansehen. Seine Philosophie ist dadurch gekennzeichnet, daß von ihr der Eindruck einer inkriptiven Einheit ausgeht; die innere Synthese kann nur auf seinen Wegen realisiert werden und nur seine Wege scheinen uns die natürlichen zu sein. Eine neue Welt beginnt mit dem Meister von Wien. Dieses Jahrhundert wird sein Jahrhundert sein. Eine Bemerkung, die man jedoch so lange zurückhalten muß, bis der Snobismus an Freuds Lehren nicht mehr interessiert ist!“

Aber diese beiden Meister werden von Dausse nicht deshalb einander gegenübergestellt, um nur das Gegensätzliche aufzuzeigen; das wäre schon darum schief, weil Bergson ein weiteres Gebiet darzustellen hat als Freud, und dann auch, weil oft beide derselben Meinung sind. Dausse interessiert sich für Bergson und Freud zu gleicher Zeit, weil beide ihn in seiner Auffassung bestärken, daß wir am Beginn einer neuen Epoche in der Geschichte der Menschheit stehen. Auch Bergson, der die Vergangenheit richten will, kann der Versuchung nicht widerstehen, Prophet zu sein; er faßt „eine mögliche Rückkehr zum einfachen Leben“ ins Auge, zeigt dann, daß unser „Körper durch den Maschinengeist übermäßig groß geworden ist“, während die Seele blieb, „was sie war. Sie ist daher zu klein, um ihn auszufüllen, zu schwach, um ihn zu lenken. Daraus entsteht die Leere zwischen ihm und ihr. Daraus entstehen die fürchterlichen sozialen, politischen, internationalen Probleme, die nichts anderes als vielfache Definitionen dieser Leere sind und ebensovielen un gelenkte und unwirksame Anstrengungen provozieren, damit sie ausgefüllt werde: neue Reserven an potentieller, diesmal aber moralischer Energie wären von Nöten.“

Diese „Ergänzung der Seele“ erwartet Bergson von einem Impuls, der unserer Entwicklung durch ein neues „mystisches Genie“ gegeben wird; aber in den Gedanken, die von hier aus zu der Entdeckung einer gegenwärtig nicht wahrnehmbaren — metapsychischen — Welt führen und zu der Möglichkeit des Weiterlebens wird Freud sicher die Genesis der Ansätze einer neuen Illusion aufzeigen können. Freud zeigt uns eine näher bevorstehende Zukunft und bleibt bei der kritischen Lösung des Konfliktes zwischen Religion und Wissenschaft stehen, die dadurch hervorgerufen wird, daß die Wissenschaft durch die Analyse hindurchgeht. Es liegt ihm ferne, eine Wiedergeburt der Mystik vorzubereiten, im Gegenteil, er läßt uns in der Seelenlage des Kindes zurück, das Mann wird, sich zu diesem Zwecke

radikal umformt, das heißt nichts von seinen Illusionen behielt und seien sie noch so süß und sei die Prüfung, die jene Wandlung, Häutung mit sich bringt, noch so hart. Dausse persönlich bekennt sich zu Freud; die Haltung Bergsons ist ihm zu traditionsbewußt, zu sehr durch mystische Strömung beeinflusst. Bergson findet von der Vergangenheit in die Zukunft nur auf der Moralgrundlage religiöser Bedürfnisse, während Freud sagt: „Dadurch, daß er (der Mensch) seine Erwartungen vom Jenseits abzieht und alle freigewordenen Kräfte auf das irdische Leben konzentriert, wird er wahrscheinlich erreichen können, daß das Leben für alle erträglich wird und die Kultur keinen mehr erdrückt.“

Von der Krisis der Religion findet Dausse zur Krisis der sozialen Zustände — der Mensch, der nicht mehr ans Jenseits glaubt, beschäftigt sich mit der Diesseitssituation seines Lebens —, zur Krisis der Moral und Religion kommt also die ökonomische und soziale, und schließlich durch vielerlei Gegensätze genährt, die politische Krise. Dausse versucht dabei, einen Vergleich zwischen der Psychoanalyse und dem Marxismus durchzuführen, etwa so: „Die Hervorhebung der determinierenden Komplexe durch die Psychoanalyse korrespondiert wirklich (und symbolisch) mit der Bezwingung des Politischen durch das Ökonomische. Die Libido — und der Hunger, ein Begriff, aus dem man noch nicht genug Folgerungen im analytischen Sinn herausgeholt hat — entsprechen für uns den ökonomischen Faktoren im Leben der Gruppen. Diese zwei Methoden, die beide auf (historischer und psychologischer) Beobachtung beruhen und auf materialistischen Experimenten, führen zu analogen Situationen.“

Dr. F. L.

Karl Vossler, der führende Sprachforscher,

Professor der romanischen Philologie in München, bezieht sich in seinen in Madrid 1930 gehaltenen Vorträgen „Metodologia filológica“ vielfach auf die Psychoanalyse.

In einem höchst interessanten Vortrag (VI. Las teorías de Sigmundo Freud en su alcance linguístico; Seite 36—44) befaßt sich Karl Vossler mit der Anwendungsmöglichkeit analytischer Betrachtungsweisen auf die Sprachforschung. Die vorhandene Literatur betrachtet er wohl sehr kritisch. Den ersten bahnbrechenden Arbeiten auf diesem Gebiet, den Forschungen Sperbers, läßt der Autor nur mit halbem Herzen Gerechtigkeit widerfahren. Aber Vossler begnügt sich nicht mit der Überprüfung des Vorhandenen, er beweist selbst die Tragfähigkeit analytisch unterfütterter Fragestellungen in seinem Forschungsgebiet. Er giebt eine Psychogenese des Begriffes *Emphase* und führt im wesentlichen folgendes aus: „Der Rhetoriker verwendet *Emphase*, wenn er seinen Worten durch eine starke und suggestive Leidenschaftlichkeit Nachdruck verleihen will. Es giebt auch die unter-

drückte latente Emphasis, in der Ton und Wort gedämpft und ersterbend gesenkt werden, um ein unterirdisches Feuer zu malen. Einen Teil der Rede in besonderen Worten ausdrücken, ist eine Methode, um hervorzuheben; man verwendet auch die umgekehrte Methode, indem man Worte ausläßt oder in Paranthese stellt. All dies sind Kunstmittel, die der geschmackvolle Stilist mit Sparsamkeit anwendet, um seine Hörer nicht zu ermüden. Aber hinter der Emphase als rethorischem Stil steht ein ursprünglicher, unmittelbarer seelischer Zustand: die Besessenheit. Die Besessenheit, in der das Bewußtsein durch die Leidenschaft verdunkelt und überschwemmt wird, war ohne Zweifel das Vorbild für die rethorische Emphase. Beim Besessenen verlieren und verwischen sich die Grenzen der Persönlichkeit, und ein derartiger Seelenzustand überträgt sich leicht auf die Personen, die mit dem Besessenen in Kontakt kommen. Es bildet sich eine Gefühlsgemeinsamkeit, in der sich die Effekte verdoppeln und Motive ein überindividuelles Echo finden. Dieser Zustand der Vermischung des Einzelbewußtseins mit einem Massenbewußtsein ist der wirkliche und ursprüngliche Boden, aus dem die wahre und ursprüngliche Emphase stammt. Sie kehrt jeden Tag aufs neue dort hin zurück, so oft sie, ohne es zu wissen, sich vergißt und mit suggestiven und wiederhallenden Tönen ihren Worten einen Sinn gibt, den Jeder kennt, weil er ihn selbst schon oft gemeint hat. Das Massenbewußtsein, die Gefühlsgemeinschaft, die unbewußte und vorbewußte Ansteckung, eine Atmosphäre aus übereinstimmenden Hoffnungen und Befürchtungen, Liebe und Haß, Erinnerungen und Erwartungen: das ist es, was die ursprüngliche Emphase schafft. Das Wort martyr z. B. bedeutete im Griechischen Zeuge und sonst nichts. Dank der ununterbrochenen Emphase, mit der es die erste Christengemeinschaft ausstattete, bekam es seinen heroischen und blutigen Sinn; und wurde zur Bezeichnung für Einen, der um seines Glaubens willen sein Blut vergießt.

Alle Idiome zeigen Beispiele, wie sich die Wortbedeutung auf dem Wege der Emphase wandelt. Wenn die Bedeutung verstärkt, spezialisiert und individualisiert werden soll, dann wird die Emphase gebraucht. Als allgemeine Regel könne man aufstellen, daß die Eigennamen so entstehen: Wenn man ein Kind Rosa nennt, so will man es nicht in die botanische Gattung Rose einreihen, sondern durch ein magisches Band wollen wir das Kind mit unserer Lieblingsblume verbinden. Da es im allgemeinen Sprachgebrauch so viele feststehende emphatische Ausdrucksweisen gibt, ist es selbstverständlich, daß es ebenso viele augenblicklich geborene gibt. Der geborene Redner lebt in der Emphase wie der Fisch im Wasser. Das meint auch Hegel, wenn er sagt: „Der gute Redner ist der, der uns mitteilt, was wir alle wissen und hoffen.“

Vossler hat ein methodologisches Idealbild von der Arbeitsweise und den Ergebnissen, der „positiven, historisch fundierten Wissenschaft“. Wenn ich den Autor nicht mißverstehe, deckt sich dies „positive und historisch fun-

dierte“ sehr weitgehend mit den bewußten und durch das Bewußtsein kontrollierbaren Inhalten und Ableitungen. Wo die logische Verstehbarkeit aufhört, da fängt das Unbehagen an. Dieses Unbehagen ist anscheinend auch dafür verantwortlich zu machen, daß Vosslers Verständnis für Freuds Traumdeutung so eingeengt ist. Trotz dieser Hindernisse, die sich aus gefühlsmäßigen Gründen immer ergeben müssen, wenn ein logisch geschulter Fachwissenschaftler sich auf das Gebiet der Analyse begiebt, erweist Vosslers Arbeit die Fruchtbarkeit analytischer Gedankengänge auf analysefremdem Boden. Seine Pionierarbeit verdient den Dank jedes Interessierten.

Hedwig Schaxel (Wien).

C. G. Jung ist mit sich unzufrieden¹

Es bedarf keiner Tiefenpsychologie, um festzustellen, daß Unzufriedenheit mit dem eigenen Erfolg gar oft dazu führt, daß man andere herabsetzt, namentlich solche Personen, die in irgend einem Sinne an unserer Wiege gestanden sind, also anscheinend an unserem Mißerfolg, z. B. unserer Unproduktivität, irgendwie schuld sind oder schuld zu sein scheinen. So wälzt nicht selten der Sohn oder Schüler in einer Laune die Schuld auf den Vater oder Lehrer, und gibt dann das Bild einer häßlichen und ungerechten Undankbarkeit.

Solche aus der Verstimmung über die eigene Kleinheit entspringende Vorwürfe verraten ihre Geburt aus Affekt nur zu deutlich: sie verleugnen — da sie einmal ins Schimpfen und Entwerten geraten sind — auch das, was sie einst dankbar angenommen und begeistert vertreten haben.

Härte und Strenge mögen da besonders stark hervorgehoben werden: und so macht denn Jung Freud den „Fanatismus eines Ketzerrichters“, seinem System „Absolutismus“ und „Starrheit des Dogmas“ zum Vorwurf.

Er klärt dann Freud, den Betoner der Determiniertheit alles Seelischen, darüber auf, daß auch seine Lehre „nicht vom Himmel gefallen“ sei. Die Psychoanalyse sei nur die Reaktion auf das Victorianische Zeitalter und habe nicht etwa neue Wege und Wahrheiten gekündet.

Bei seinen Ausführungen über diese Entdeckung passiert Jung das Malheur, das Victorianische Zeitalter als ein „Zeitalter der Verdrängung“ zu bezeichnen: die Verdrängung aber sollte ihm nie eine „neue Wahrheit“ gewesen sein!?

Wenn Jung aber die Verdrängung anerkennt, wie kann er sich wundern darüber, daß Freud oft nachgewiesen hat, daß etwas „dahinter stecke“!?

Ferner sind bei dergleichen aus Enttäuschung geborenen faktiösen Schülereinstellungen Übertreibungen, Benützung aus unreinen Quellen bezogener

1) C. G. Jung „Sigmund Freud als kulturhistorische Erscheinung“, in Vierteljahresschrift „Charakter“, 2. Heft. Berlin, Panverlag, 1932.

Argumente und Generalisierungen in Anwendung, die sie später manchmal ungesagt machen möchten.

So wird Freud z. B. insinuiert, gesagt zu haben, Kunst, Philosophie und Religion seien „nichts als“ Verdrängung des Sexualinstinktes.

Die Freud in die Schuhe geschobene Ansicht, „jede positive Gabe oder Schöpfung beruhe auf einem infantilen Minus“, scheint viel eher von Alfred Adler zu stammen. Auch die „Wirkung auf ein breites Publikum“ hat nie Freud angestrebt, vielmehr Alfred Adler; Freud wurde vielmehr Exklusivität nachgesagt. Jungs Stellung zu Adler ist eine gleichfalls zweideutige: man hat nicht den Eindruck, daß Jung an dessen Neurosentheorie glaubt. Aber wo es gegen Freud geht, wird Adlers „unleugbarer Erfolg“ registriert; als ob nicht das Verzichten Adlers auf die Tatsachen der Psychosexualität und des Unbewußten, die rasch erlernbare Simplität seiner drei Sätze, sein für die Pädagogen so wünschenswerter Optimismus und sein Menschenwerben ihm und seiner suggestiven Methode mit den Erfolg gebracht hätten.

Welcher Neurosentheorie huldigt also Jung? Wo findet sich denn seine eigene, die „auch die Hysterie der Maoris erklären“ kann? Oder auch nur ein Beitrag dazu?

Ist die Sexualtheorie der Zwangsneurose z. B. tatsächlich so unzulänglich? Ist Freuds und Jones' Feststellung der anal-sadistischen Disposition der Zwangsneurose nicht ohne Ausnahme bestätigt worden, obwohl das Victorianische Zeitalter längst vorüber ist? Sind die hinzugekommenen Feststellungen über die Ichpsychologie der Psychoanalyse,¹ das strenge Über-Ich bei der Zwangsneurose, nicht überaus aufklärend? Und nach solchen Entdeckungen und Verständlichmachungen, erklärt doch Freud in seiner, Jung in tiefen Schatten stellenden Bescheidenheit: „daß das Problem der Zwangsneurose noch unbezwungen ist.“

Hiezu noch eine analoge Äußerung Freuds aus letzter Zeit: „Die ätiologischen Bedingungen der Neurose sind bekanntlich noch nicht sicher erkannt.“ Es liegen zwar bedeutsame Erkenntnisse über die Veranlassungen vor, aber „was diese dem normalen psychischen Ablauf zugehörigen Vorgänge pathogen macht, bemüht sich, die Neurosenpsychologie zu ergründen.“

Es steht also Jung frei, „in jene tiefere Schicht des allgemein Menschlichen“ vorzudringen, auf eigene Faust vorzudringen, in die Freud nicht vorgedrungen sein soll; er mag dann alle neurotischen Probleme lösen, die Probleme von Totem und Tabu dazu, auf die sich „die Einseitigkeit und Unzulänglichkeit“ der Freudschen Theorie — „auch wenn dies in sehr geschickter Weise gemacht wird, schlecht anwenden läßt“. Andere haben freilich Freud hier — eine bessere Note gegeben.

Daß die Psychoanalyse auf dem verderbten Boden von Wien² nur ent-

1) Diese wird überhaupt nicht erwähnt, sondern einfach unterschlagen.

2) „Einsichten, die aus der Empirie von Wiener Neurosen zwischen 1890 und 1920 gewachsen sind“ ...

stehen konnte — einer der ältesten, böswilligsten und bei dem Weltecho der Psychoanalyse haltlosesten Einwürfe —, auch dieses Argumentes bedient sich der Autor. Freud ist ihm „einseitig aufs Negative gerichtet“, er „bedeute kein Programm“, „es interessiere ihn nicht, wohin die Dinge gehen“.

Aus diesen Ent- und Aufstellungen Jungs ist seine anscheinend aus früheren Jahren¹ stammende, von Ressentiment erfüllte Abtueung Freuds genügend charakterisiert.

Jung ist so gnädig, anzuerkennen, daß erst seit Freud die Medizin in der Lage ist, die Neurosenfälle individuell zu behandeln, und daß durch ihn „die Wissenschaft mit einer Methode bereichert ist, welche es erlaubt, die individuelle Seele als Forschungsobjekt zu bearbeiten“. Aber er selbst zieht es vor, das Zwimütterproblem als mythologisches Motiv selbst dort haftbar zu machen, wo im realen Erleben eine uneheliche und eine Stiefmutter da waren, z. B. bei Lionardo.

Gegen alle psychoanalytische Erfahrung hält Jung die Sublimierung für „ein frommes Wunschgebilde“. Aus der respektlosen Aggressivität, mit der er hier anstrebt, Freud lebendig zu begraben, ist allerdings ersichtlich, daß es ihm selbst nicht gelungen ist, alles Triebhafte zu sublimieren.

Jung enthält sich hier auch nicht effekthaschender Bemerkungen voll Banalität, die dem wirklich vorliegenden Problem in weitem Bogen aus dem Wege gehen; z. B. wenn er sagt: „Wissenschaftlich hat die Theorie der Säuglingssexualität wenig Wert, denn es ist auch der Raupe gleichgültig, ob man ihr sagt, sie fresse ihr Blatt mit gewöhnlichem Vergnügen oder mit Sexualvergnügen“. Vor allem aber ist die Grundvoraussetzung der Darstellung Jungs ein Irrtum. Denn eine wissenschaftliche Beobachtung und Theorie kann sich als allgemein richtig erweisen, selbst wenn sie unter ungewöhnlich krassen Bedingungen zuerst augenfällig geworden ist; selbst wenn die Psychoanalyse als Reaktion auf ein frühes Zeitalter entdeckt und aufgestellt wurde, kann sie für alle Zeiten richtig sein.

Man hat schon anlässlich der Kriegsneurosen die Unzulänglichkeit der psychoanalytischen Neurosenlehre nachweisen wollen, was nicht gelungen ist. Die Psychoanalyse hat die Kraft, Jung Lügen zu strafen, der behauptet, „sie sei für die Wissenschaft von zum Mindesten untergeordneter Bedeutung“.

Gerade jetzt sind eine allgemeine² und eine spezielle³ psychoanalytische Neurosenlehre erschienen, welche die bisherigen Resultate ausgezeichnet zusammenfassen und die unklaren Punkte nicht verbergen.

Die Ärzteschaft ist also in der Lage, Freuds Verdienste zu würdigen, ohne von Jungs Verkleinerung irregeführt zu sein.

E. H.

1) Vgl. Anmerkung 1, Seite 469.

2) Von Nunberg, Verlag Huber, Bern—Berlin.

3) Von Fenichel im Int. psa. Verlag.

„Kann ein Psychoanalytiker (religiöser) Christ sein?“, so fragt Dr. W. Gutkelch anlässlich von Buchbesprechungen in der „Täglichen Rundschau“, Berlin, 10. Juli 1932.

Er nennt diese Frage eine brennende Gegenwartsfrage. Sowohl die naturwissenschaftlichen als auch die soziologischen Theoreme materialistischer Prägung würden die religiöse Denkhaltung nicht bedrohen, wenn sie nur sie selber wären; in Wahrheit sind sie aber Palastrevolutionen innerhalb des religiösen Bezirkes, dialektische Akzentverschiebungen im Sprachgebrauch des Frommseins, und erst in zweiter Linie ein Ansturm von außen, gegen den alsdann der „Glaube“ zu mobilisieren ist.

An die vier, gesondert erschienenen Krankengeschichten¹ Freud's anknüpfend, erklärt der Autor vor allem die Deutung der pathologischen Phänomene aus der „Verdrängung“ für wichtig für die religiöse Fragestellung. „Wenn in dem Mechanismus der paranoischen Symptombildung das Weltuntergangsgefühl als Projektion einer inneren Katastrophe begriffen wird, die darin besteht, daß der Kranke den Personen der Umwelt die Libido-besetzung entzieht, so schließt der solcher Mythik nachgesagte „Rekonstruktions“-Charakter doch deren irrationale Realität aus. Das „Nur“ der analytischen Entlarvung gibt der paranoischen Religiosität ebenso wie der halluzinatorischen Psychose das Vorzeichen nicht nur der Täuschung, sondern der Unwirklichkeit ...“

Damit sei aber nun noch keineswegs das Christentum diagnostisch entwertet, allenfalls das Christentum als religiöser Mythos, nicht aber als die vor die Alternative stellende Gnadenbotschaft von Golgatha...“ Ist das „Nur“ des analytischen Verfahrens biologisch und mythologisch berechtigt, so ist das Mehr, das in dem Risiko des Glaubens liegt, nur für den erkennbar, der sich willentlich zu ihm entschließt (Joh. 7, 17). Am Anfang aller vertieften Erkenntnis steht das sich Beugen unter den göttlichen Entscheidungsanspruch, das sich Beugen unter die apostolische Autorität. Der Intellektualismus der Analyse hat keines von beiden, gerade die Gehorsamshaltung ist als infantiles Trauma disqualifiziert. Das heißt praktisch: der psychoanalytische Mensch (d. i. der eigentliche „Zivilisationseuropäer“ Thomas-Mann'scher Typologie) hat — nach menschlichem Ermessen wenigstens — kaum eine Möglichkeit, ein Christ zu werden, ihm fehlt die Grundvoraussetzung dazu: die Demut; dahingegen ist dem Christen der Zugang zur Psychoanalyse insoweit gegeben, ja aufgegeben, als er zwischen dem mythischen und dem gegenwärtigen Gott, zwischen dem legendären Faktum und der ihn persönlich angehenden Heilsbotschaft, zwischen der Religiosität und dem Ultimatum des Evangeliums zu scheiden gelernt hat...

Für die Ausgangsfrage, ob ein Psychoanalytiker Christ sein kann, ist die

1) Sigm. Freud: Vier Psychoanalytische Krankengeschichten, Internat. Psychoanalytischer Verlag, Wien 1932.

Antwort gegeben; sie lautet: s c h w e r. Für die Gegenfrage, ob ein Christ Psychoanalytiker sein kann, ist sie ebenfalls gegeben; sie lautet: Durchaus, soweit 1.) die Versuchlichkeit des psychoanalytischen Materialismus als innerreligiöses Spannungselement begriffen wird, soweit 2.) die analytische Methodik auf Funktionszusammenhänge beschränkt bleibt und die Freiheit der „anderen“ Betrachtungsweise, die da Glaube heißt, nicht angreift.“

Das rein Persönliche des Weltanschaulichen zeigt sich ja auch praktisch, indem wir unter den Psychoanalytikern alle Schattierungen von Glauben, Unglauben, Skepsis und Unentschiedenheit finden können. So mag es dem Einzelnen sogar nicht immer leicht sein, sich konsequent auszudrücken. Selbst der ganz unabhängig gewordene C. G. Jung erfährt von L. Paneth Vorwürfe wegen Verschwommenheiten bei religiös-philosophischen Überlegungen: „z. B. wenn es sich um die objektive Existenz Gottes handelt. An vielen Stellen spricht Jung von den Ideen des Göttlichen als von Projektionen unbewußter Inhalte, völlig seiner sonstigen Psychologie entsprechend. (Vgl. Psych. Typen S. 352: „daß die Seele die Geburtsstätte Gottes ist“.) Wenn es aber mit einemmal heißt, die Existenz Gottes sei als psychische Realität ebenso irrational und ebenso real, wie die Existenz eines Elefanten, so sehe ich nicht ab, mit welchen Gründen man dann irgend einer Halluzination eines Geisteskranken, ja auch nur einer irrümlichen Vorstellung eines Gesunden, die objektive Realität bestreiten dürfte. Am unerfreulichsten mutet es an, daß an den meisten Stellen dieser Art der an sich klaren und fundamentalen Unterscheidung: Gott als objektive Realität und Gott als endopsychisches Phänomen — ganz offenkundig ausgewichen wird. Dann aber sollte man besser überhaupt nicht davon reden.“ („Der Nervenarzt“, 1932, H. 5.)

Wie klar und zu Ende gedacht, wie sicher und ehrlich ist hingegen der Gedankengang Freud's in „Die Zukunft einer Illusion“; folgerichtig schließt sich ihm die Mehrzahl der Psychoanalytiker an.

E. H.

„Können wir ohne Gottesglauben leben?“

Daß unser berühmter Dichter Franz Werfel gottesgläubig ist, hätte nicht der Erwähnung bedurft; hat doch jedermann das Recht, unbehellig nach seiner Façon selig zu werden.

Der Dichter ist aber in diesem seinem Vortrag¹ so unduldsam, so eifrig drauf aus, Proselyten zu machen; und scheint ganz zu vergessen, — was ein echter Dichter wissen muß —, daß es auch edle Menschen gibt, geben muß, gerade unter den größten Geistern gibt und gegeben hat, welche ohne Gottesglauben leben konnten und können: aus Tradition, frühem Erleben und angeborener Eigenart kommen eben auch Ungläubige zustande! Gott kann

1) Paul Zsolnay-Verlag, Berlin, Wien, Leipzig, 1932.

es nicht verhindern. Auch Werfel kann es nicht verhindern; obwohl er hier von einem Selbstgefühl erfüllt erscheint, als wüßte er Alles besser, und wäre verpflichtet, aus seinem narzisstischen Rausch heraus, die Menschen an ihre, richtiger seine Ideale zu mahnen, wobei denn auch die Psychoanalyse angerempelt wird.

Wir wissen, welches Überlegenheitsgefühl die echte künstlerische Inspiration verleiht; woher soll sie stammen, wenn nicht von Gott!?

Die Sphäre des Schaffens hat sich bisher jeder Analyse entzogen, weil sie ihr Prestige im Glauben an das Wunder und Unerklärliche besser zu verteidigen gemeint hat.

Aber gar Vieles, von dem man im Lauf der Zeiten annahm, es sei ein Geschenk Gottes, haben wir nüchterner ableiten gelernt. Es ist zu bedenken, auch die Tiefenpsychologie ist — wie alle Wissenschaften — noch sehr jung; auch noch zu jung, um zu wissen und sagen zu können, was die dichterische Inspiration ist, und was das ozeanische Gefühl, das Gefühl von Gott ist. Aber sie wird es erkennen; lassen wir ihr Zeit! Vielleicht muß der Mensch nicht gerade „die Ewigkeit haben, um etwas von der Seele zu wissen“, wie Voltaire es ausgedrückt hat.

Warum ist Werfel gerade auf dem Gebiet des Glaubens des Maßes und der Weisheit des Alle umfassenden Dichters verlustig gegangen, des duldsamen Wissens um die Psychogenese jeder Persönlichkeit aus ihren eigenen Bedingungen?

Hier ist er blind, weil er von einem Vaterkomplex erfüllt ist, der ihn in seinen Werken nur böse Väter darstellen und sie ihre Strafe finden läßt; reuig aber, in Schuldgefühl und Todesangst, kehrt er im Glauben zum Vater zurück, indem er ihn als Gottvater wieder auf den Thron setzt. Daher die Maßlosigkeit im Kampf für den Glauben, das Zutreibenwollen noch weiterer Schäflein in Gottes Hürde.

E. H.

Ariost und Freud

In der Ariost gewidmeten Vortragsreihe, die anlässlich der Ottava d'oro (Goldenen Woche) im Juni dieses Jahres in Ferrara stattfand, sprach der Psychiater Prof. *Gaetano Boschi* über die „Diagnose von Orlando's Wahn“. In seinen Ausführungen, die in der ferraresischen Tageszeitung „Corriere Padano“ vom 14. Juni abgedruckt sind, weist er darauf hin, daß die Darstellung des Dichters einer exakten Diagnose zwar keine Handhabe biete, wohl aber Einsichten enthalte, die im „Jahrhundert Freuds“ gewürdigt zu werden verdienen, und die sich mit denen der Psychoanalyse berühren. Der Darstellung dieser Übereinstimmungen ist der Hauptabschnitt des Vortrags gewidmet, der unter dem Titel „Von der Intuition des Ariost zu den Theorien Freuds“ einige Gedanken der Psychoanalyse einem breiten Publikum in literarisch gewandter Darstellung vorführt.

Dr. E. K.

Zehn Jahre Wiener psychoanalytisches Ambulatorium

Der im Heft 2 der Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse 1932 abgedruckte Bericht über die Geschichte dieses Institutes und seine Tätigkeit hat in der Tagespresse von Wien und Bundeshauptstädten ein anerkennendes Echo gefunden. Die Unentbehrlichkeit des reichlich frequentierten Ambulatoriums für Unbemittelte ist nun seit Jahren bewiesen; Lehrinstitut zur Ausbildung von Ärzten, Erziehungsberatungs-Stelle und Abteilung für Grenzfälle und Psychosen ergänzen die Wirksamkeit. Die städtischen Jugend-Fürsorgestellen, die Eheberatungsstelle u. a., Krankenkassen, Gerichte und gelegentlich die psychiatrische Klinik senden Patienten zur Begutachtung oder Behandlung. Trotzdem aber bekennt sich — wie die öffentliche Meinung kritisch hervorhebt — weder der Staat noch die Stadt zu der klaren Verpflichtung, dieses humanitäre und wissenschaftliche Institut, welches auch ausländische Schüler nach Wien zieht, materiell zu fördern. Die mit anerkanntem Opfermut von Professor Freud und den Mitarbeitern beigestellten Summen sind nicht mehr imstande, die Weiterführung des wissenschaftlichen Lehr- und Wohltätigkeits-Institutes im bisherigen Umfange zu gewährleisten, geschweige die den Bedürfnissen entsprechende Vergrößerung möglich zu machen.

Wer, wie wir, von der Kultur-Mission der Psychoanalyse durchdrungen ist, muß bedauern, daß noch nicht genügend Menschen, der gleichen Überzeugung huldigend, bereit sind, uns über die jetzige wirtschaftliche Not hinwegzuhelfen. Unsere Taktik muß bleiben, die Überzeugung von dieser Kultur-Mission weiter zu verbreiten.

E. H.

Eine Individualpsychologin über Aichhorn „Verwahrloste Jugend“

Frau Dr. A. Rühle-Gerstel besprach im „Mitteldeutschen Rundfunk“, Leipzig, Aichhorns Buch und sagte u. a.:

In der Verwahrlostenerziehung ist die Psychoanalyse ein gelegentlich wertvolles Hilfsmittel. Die Hauptsache ist immer die diesseits aller Theorie wirk-same lebendige Einfühlung des Erziehers in den zu betreuenden Menschen. Hier bietet Aichhorn eine unübertreffliche Fülle von konkretem Anschauungs-Material . . . Oft gibt er ganze Gespräche zwischen ihm und den Kindern, ihm und den Eltern wieder. Das ist eine wahre Herzensfreude. Man möchte, wenn man liest, sogleich in ein Aichhorn'sches Erziehungsheim gebracht werden! . . . Die Geduld und Liebesfähigkeit dieser Erzieher setzen einen in Erstaunen und Bewunderung. Aber sie ist offenbar die richtige Methode . . . Die Wirksamkeit erzieherischer Maßnahmen beruht auf der Gefühlsbindung an den Erzieher, „Übertragung“ genannt, und auf der Identifizierung mit sittlich hochstehenden Personen.

Psychoanalyse und Literaturwissenschaft

Die Richtung gebende, in dieser Zeitschrift (1930, Heft 1 und 2) dankbar anerkennend referierte Schrift von Dozent Walter Muschg „Psychoanalyse und Literaturwissenschaft“ fand auch im „Philosophischen Jahrbuch der Görresgesellschaft“, Band 44, eine Besprechung durch H. Fels. Diese Besprechung ist ein so charakteristisches Beispiel einer faktiösen, die Wahrheit entstellenden Darstellung, daß wir nicht unterlassen wollen, sie niedriger zu hängen.

Es wird nur der kritische Teil referiert, der für die Psychoanalyse lobende aber unterschlagen! Gibt es keine Objektivität für den Referenten? Geht die Wahrheit, wenn sie dem Referenten voll vorgefaßter Meinung auch gegen den Strich geht, nicht vor?

Daß Muschg im Schluß-Appell seiner Arbeit die Stunde für gekommen erklärt, wo die Literaturwissenschaft nicht länger darauf verzichten sollte, sich in Ehren und zu ihrem eigenen Gewinn auf die Auseinandersetzung mit ihrem Rivalen Psychoanalyse einzulassen, wird ebenso verschwiegen, wie das Eingeständnis drohender Entfremdung der Literaturwissenschaft vom Leben der eigenen Epoche, gegen die empfohlen wird, auch die Stimme der Psychoanalyse als die der lebendigen Gegenwart zu hören. Die Psychoanalyse wird ja hier vielfach auch gerühmt und gegen Mißverständnisse in Schutz genommen, z. B. heißt es: Freud habe die Grundvoraussetzung aller wissenschaftlichen Kunstbetrachtung klar und schön ausgesprochen. Die Förderung der Symbolik sei dankbar anzuerkennen; die Frage des künstlerischen Realismus sei durch die Psychoanalyse auf einer neuen Grundlage zur Diskussion gestellt, womit sich die Wissenschaft von der Dichtung noch ausgiebig beschäftigen werde. Freuds Werk sei zum mindesten als Ferment in der Entwicklung der modernen Dichtung für die Literaturhistoriker interessant geworden etc. All dies verschweigt Herr Fels hartnäckig und schließt sein Referat mit der Bemerkung, die Schrift interessiere mehr den Philologen als den Philosophen, „da der philosophische Wert der Psychoanalyse nicht mehr zur Diskussion steht“. Philologe steht hier irrtümlich für Literaturhistoriker, vermutlich, um letztere fernzuhalten. Wenn eine Wissenschaft keinen Wert für die Philosophie hat, dann ist sie offenbar nach Ansicht Fels' überhaupt wertlos. Vielleicht kommt über die Universitäts-Philosophie auch einmal ein so feinführender, unabhängiger Reformator wie Muschg!

E. H.

Dank eines Dichters

Der Autor des Aufsatzes „Franz Werfel als Erzieher — der Väter“ in dieser Zeitschrift, 1932, Heft 1, hat von dem Dichter folgendes Dankschreiben erhalten:

„Ihr so schöner und warmer Aufsatz über die ‚Geschwister von Neapel,

hat mich aufrichtig beglückt. Das tiefe psychologische Verständnis, das Sie dem Inspirations-Akt entgegenbringen, sowie Ihr klarer Blick für den verborgenen Erziehungs-Sinn meines Buches bilden für den Autor Freuden, die ihm nur höchst selten begegnen. Dank von Herzen Ihr

Franz Werfel.“

B Ü C H E R U N D Z E I T S C H R I F T E N

Dr. M. DORER. Historische Grundlagen der Psychoanalyse. F. Meiner, Leipzig 1932.

„Was fruchtbar ist, allein ist wahr.“

Freud, der immer wieder die Determiniertheit alles psychischen Geschehens hervorhebt, hat wohl in der „Traumdeutung“ geschrieben, er habe „bisher Psychologie auf eigene Faust getrieben“; aber er ist sich gewiß immer klar gewesen, daß sein psychologisches Gedankengut auch auf der Atmosphäre seiner Zeit, den Einflüssen seiner Lehrer und Freunde beruhen muß. Wenn also hier in dankenswerter Weise Herbart, Fechner, Griesinger und Meynert, auch Breuer und Lipps als Anreger nachgewiesen werden, mag das Manche interessieren. Bei Herbart finden sich z. B. schon die Begriffe Unterschwelligkeit, Hemmung und Verdrängung; die Auffassung von einem psychischen Mechanismus usw. Aber erst ein schöpferischer Kopf wie Freud hat daraus fruchtbares Neues geschaffen. Ein grundlegender Fehler dieser Darstellung Dorers ist ihr Titel, denn die Psychoanalyse ist in ihm mit der psychoanalytischen Psychologie gleichgestellt, mit der Arbeitshypothese Freud's, mit der Metapsychologie. Nicht auf dieser beruhen die Leistungen der Psychoanalyse, ihre Entdeckungen, ihre medizinische Bedeutung, ihre allgemeinen Auswirkungen. Daß Freud's Methode, besser die Theorie der Methode, dem deterministischen Positivismus und Materialismus des ausgehenden Jahrhunderts verpflichtet ist, ist gewiß richtig; aber das Originelle der Psychoanalyse sind ihre medizinischen Leistungen, ihre Förderung der Wissenschaft vom Unbewußten, vom lebendigen Menschen, nicht mehr nur durch Versuche im psychologischen Laboratorium. Wenn der Autor in seiner Kritik hervorhebt, die Auffassung des Seelischen als eines Mechanismus genüge nicht, es gäbe darüber hinaus noch Seelischgeistiges, z. B. die Welt der Werte; die Psychoanalyse sei nicht tragfähig genug, um das Seelische in seiner Totalität zu erforschen; den Trieben komme zwar im Seelenleben eine Bedeutung zu, aber nicht

ihnen allein; endlich daß die Psychoanalyse in der Wahl ihres Forschungsgegenstandes die Grenzen ihrer Kompetenz überschritten habe — so verschwinden alle diese Einwände als nebensächlich: „besser ein lebendiger Irrtum, als eine tote Wahrheit!“ Solche Untersuchungen, wie die Dorers, sind keine fruchtbaren; sie befriedigen wohl den Sinn für Vollständigkeit und Ordnung, und mögen das vortreffliche Buch von Heinz Hartmann über „Die wissenschaftlichen Grundlagen der Psychoanalyse“ historisch ergänzen. Wie anders gefördert aber legt man Hartmann's Buch aus der Hand, das auf einer Kenntnis des ganzen Gebietes der Psychoanalyse beruht, wie dankbar all dem Neuen und Tiefen, das die Analyse auf mannigfachen Gebieten gebracht hat; während die Kühle und Trockenheit des Dorerschen Buches wieder beweist: wer die Psychoanalyse nicht erlebt hat, weiß sie nicht zu würdigen. Es klingt eher mißgünstig, als wohlwollend, wenn hervorgehoben wird, daß „der Laie sich freut, bei Freud eine Psychologie zu finden, die nicht im Gewande abstrakter Theorien einhergeht. Die Hintergründe und Untergründe dieser Psychologie dagegen sieht er nicht.“ Sollen wir ihn deshalb bedauern!? Die Resultate der Untersuchung dieses Buches sollen übrigens eine Waffe schmieden zu einer umfassenden Kritik der Psychoanalyse und ihres Schöpfers. Am Ende wird man einem erfolgreichen Tiefseeforscher vonseite der Maschinen-Ingenieure die geförderten Schätze entwerten wollen, weil die Förder-Maschine den engeren Fachleuten nicht vollkommen erscheint!?

E. H.

Der Roman einer Analyse

René Laforgue, der französische Psychoanalytiker, welcher sich bereits öfters für künstlerische Persönlichkeiten vom Standpunkt der Analyse aus interessiert hat (*L'échec de Baudelaire*, *Le cas de Jean-Jacques Rousseau*), veröffentlicht nun (bei Denoël et Steele) eine Erzählung „*Misère de l'homme*“, die weniger durch ihre Form (sie ist, als Tagebuch, ein Monologue intérieur), als durch ihren Inhalt und ihre Absicht aus der Romanliteratur herausfällt. Der Held unserer Geschichte, ein leidenschaftlich in sein Unglück verliebter und auf dieses Unglück immer wieder lossteuernder Mensch, ist die Beute toller Zwangshandlungen; er ist unfähig, in Gesellschaft leben zu können, unfähig zur Liebe — er hat den Kontakt mit der Familie verloren, sich von der Frau scheiden lassen müssen und vegetiert in der Einsamkeit dahin. Der Zufall, ein guter Freundesrat, und „un reste de vitalité“ führen ihn zu einem Analytiker; das Tagebuch, das hier veröffentlicht wird — *le cas décrit dans ce journal est un cas fictif*, betont Laforgue — erzählt die Geschichte einer Heilung, es ist das Tagebuch, das der Kranke gerade während der Zeit niedergeschrieben hat, in der er in

Analyse war. Man erkennt natürlich deutlich den eingestandenen Zweck der Arbeit: „alle jene mit den Problemen unseres Seins vertraut zu machen, die es nötig haben, die nackte Wahrheit zu kennen, sei es, um sich, oder um andere zu verstehen und zu heilen“; und ist trotzdem nicht verstimmt, weil diese Absicht, wie man wünschen muß, tatsächlich hinter dem künstlerischen Können zurücksteht, das sie verwirklichen will. Man hat es, bis auf einige undichte, zu sehr mit Theoretischem belastete Stellen, wirklich mit einem Roman zu tun und nicht mit einer Tendenzschrift, zu der „Misère de l'homme“ leicht hätte werden können; von der Heilung des Kranken wird daher beinahe nirgends gesprochen, wohl aber wird sie dargestellt, das heißt, wir fühlen aus den Ereignissen heraus, daß der Kranke sich von seinem Zwang löst, daß er nach bitteren Zwischenfällen den Weg zur Frau, zu sinnvoller Tätigkeit, zur Gesellschaft wieder gefunden hat. Die besondere Eigenheit dieses Romans ergibt sich dann von selbst: wir haben den Bericht einer Neurose vor uns, die anders als die Romane von Duhamel, Baillon, Green mit einem Happy end schließt. Da er die Geschichte einer Analyse ist, wissen wir natürlich auch, warum. Dr. Fritz Lehner.

Zu Goethes Liebesleben

In der „Zeitschrift für Sexualwissenschaft und Sexualpolitik“, 18. Band, 8. Heft, erklärt sich H. Vorwahl (Harburg) in einem Aufsatz „Zu Goethes Liebesleben“ mit den Feststellungen der Psychoanalytiker über dasselbe Thema sehr einverstanden und bringt weiteres Material. Schon der Philosoph Simmel betonte bei Goethe „eine lebenslang geübte und verkündete Entsagung als positives Formprinzip seines Lebens“. Bestätigungen ergeben sich aus einer Reihe lateinisch geschriebener Aufzeichnungen Goethes, die wenig bekannt sind (Weimarer Ausgabe Bd. 53, Nachträge). Sexuelle Minderwertigkeitsgefühle reagiere Goethe in den „Bemerkungen zu der Sammlung Priapeia“ ab und in der römischen Elegie IV 109; den Umfang seiner Beschäftigung mit der Theorie des Sexuallebens zeigen seine Bemerkungen zu Augustinus' Notizen über die erotischen Gottheiten der Römer.

Vorwahl weist auch auf das interessante sprachliche Problem in Goethes Briefwechsel mit seiner Frau hin, wo die Menstruation als „Besuch von Meerweibchen“, die Schwangerschaft als „Pfuiteufelchen“ bezeichnet wird, zugleich bezeichnende Gefühlreaktionen ausdrückend.

Auch nach C. G. Carus, der aus nächster Nähe ein unschätzbares Bild vom Menschen Goethe gegeben hat, „war die Liebe als Bestimmungsgrund der ganzen Existenz der Individualität Goethes nicht bestimmt, und dieser Mangel war es, der ihn der Entsagung fähig machte“.

Ein tschechischer Almanach

Das verdienstvolle Komitee, das im Oktober 1931 am Geburtshause Prof. Freud's in Freiberg in Mähren (tschechoslowakische Republik) eine Gedenktafel angebracht hat, ließ auch unter dem Namen eines Psychoanalytischen Almanachs ein Buch in tschechischer Sprache erscheinen, das einen Bericht über die Feierlichkeit bringt, sowie eine Reihe von populären Aufsätzen, redigiert vom Prager Nervenarzt E. Windholz.

In der Einleitung verteidigt Windholz die Psychoanalyse als Wissenschaft und rechtfertigt ihre Methodik durch Vergleich mit den Naturwissenschaften. Er verweist ferner auf Freuds Ideenverwandtschaft mit Dostojewski.

Primarius Stuchlik (Košice) betont in seinem Aufsatz „Die Tiefen der Seele“ die Notwendigkeit der Annahme unbewußter seelischer Vorgänge. Freud habe die kausale Psychotherapie begründet.

Dozent Osipov (Prag) bringt einen schon mehrfach von ihm gehaltenen Vortrag über „die Psychopathologie des Alltagslebens“, worin er auch eigene, sehr beweisende Beispiele berichtet. Er hebt den Wert und die Unschädlichkeit der psychoanalytischen Behandlung hervor.

Einen mehr philosophischen Beitrag bringt der Röntgenologe Slabihoudek (Mährisch-Ostrau): „Freudismus und der Mensch“. Er vergleicht Freud mit Bergson, Driesch und James.

Nervenarzt Frank (Sanatorium Theresienbad in Eichwald) schreibt über „Psychoanalyse und Psychiatrie“: die beschreibende Psychiatrie sei nun erst zu einer verstehenden geworden, nachdem Freud die Sprache der Seele entdeckt hat.

Große Vertrautheit mit der Psychoanalyse verraten auch die beiden Aufsätze von Windholz über „Die psychoanalytische Therapie“, sowie „Die Struktur der Seele und die Anwendung der Psychoanalyse“. Namentlich der zweite Aufsatz ist sehr anregend und instruktiv und behandelt auch die Anwendung auf Biographik, Dichtung und Kunstwerk.

Es besteht die Absicht, im Winter 1932/33 einen weiteren Sammelband herauszugeben.

E. H.

„Da betreibe ich doch lieber Psychoanalyse“,

schreibt uns ein Arzt. „So langwierig auch meine Ausbildung zum regelrechten Psychoanalytiker war, so mühsam oft der Kampf gegen die Widerstände der Patienten in der Analyse ist, — man blickt doch jedesmal tief in die Seele eines Menschen, genießt immer wieder die Anagnorisis (das Wiedererkennen) der Entdeckungen eines der größten Psychologen, vertieft seine Überzeugungen über das Unbewußte, betreibt selbst Forschung und findet vielleicht ein kleines Neues! Der bloße Psychotherapeut bei seiner

Wachsuggestion aber hat nur öde immer dieselben Worte zu wiederholen. Wie hält man das aus!? In einem medizinischen Blatt fand ich neulich folgenden tragikomischen Prioritätsstreit um eine groteske Methode der seelischen Behandlung in einem Brief an die Redaktion ganz ernst genommen:

Ich ersuche höfl. um Kenntnisnahme, daß die von Herrn Dr. S. publizierte „Methodik“ von mir insoferne schon seit Jahren geübt wird, als ich geeigneten Patienten immer wieder den Rat gebe, subjektiven seriösen Beschwerden gegenüber „den Götz von Berlichingen-Standpunkt“ einzunehmen, id est: zweckbewußte Vernachlässigung ihnen gegenüber zu trainieren, sofern eine organische Grundlage nicht gefunden werden kann. Ich gebrauche zur Illustration da auch oftmals den Hinweis auf den bellenden Hund, der meist zu bellen aufhöre, wenn man sein Gebell zielbewußt nicht beachte. Diese kleinen Hilfstricks — mehr sind sie ja nicht, denn sie dürfen ja nur als Einbau in eine breiter angelegte Psychotherapie, bezw. oft auch damit kombinierte somatisch angreifende Behandlung verwendet werden — bewähren sich in der Tat meist gar nicht übel; jedoch darf man darin keine Panazee erblicken; daß sie, drastisch vorgebracht, gelegentlich im Sinne einer Überzeugung wirksam sein können, liegt ja auf der Hand (auch im Sinne der SAR secundum me).

Mit koll. Hochachtung

Prof. St.“

Wahrhaftig eines der sonderbarsten Bekenntnisse zu Goethe im Jahr seines 100. Todestages.



SOEBEN ERSCHIEN:

MELANIE KLEIN

DIE PSYCHOANALYSE DES KINDES

324 Seiten BROSCHIERT M 10.—. IN LEINEN M 12.—

INHALT: I. Teil. Die Technik der Kinderanalyse. Die psychologischen Grundlagen der Kinderanalyse. Die Technik der Frühanalyse. Die Zwangsneurose eines sechsjährigen Mädchens. Die Technik der Analyse im Latenzalter. Die Technik der Analyse im Pubertätsalter. Die Neurose des Kindes. Die Sexualbetätigung des Kindes.

II. Teil. Frühe Angstsituationen und ihre Auswirkung auf die Gesamtentwicklung: Frühstadien des Ödipuskonfliktes und der Über-Ich-Bildung. Die Beziehung zwischen der Zwangsneurose und den Frühstadien der Über-Ich-Bildung. Die Bedeutung früher Angstsituationen für die Idententwicklung. Die Auswirkungen früher Angstsituationen auf die weibliche Sexualentwicklung. Die Auswirkungen früher Angstsituationen auf die männliche Sexualentwicklung.

Anhang: Grenzen und Möglichkeiten der Kinderanalyse. Literaturverzeichnis. Autorenregister. Sachregister



Eigentümer, Verleger und Herausgeber:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Ges. m. b. H., Wien, I., Börsegasse 11
Schriftleiter und verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Hitschmann, Wien, IX., Währingerstraße 24
Druck: Johann N. Vernay A.-G., Wien, IX., Canisiusgasse 8—10

SIGMUND FREUD

SCHRIFTEN IN KLEINOKTAV-AUSGABE

IN GANZLEINEN JE 9 MARK

VORLESUNGEN ZUR
EINFÜHRUNG IN DIE
PSYCHOANALYSE

ZUR
PSYCHOPATHOLOGIE
DES ALLTAGSLEBENS

VIER
PSYCHOANALYTISCHE
KRANKENGESCHICHTEN

THEORETISCHE
SCHRIFTEN

SCHRIFTEN ZUR
NEUROSENLEHRE
UND ZUR
PSYCHOANALYTISCHEN
TECHNIK

KLEINE SCHRIFTEN ZUR
SEXUALTHEORIE
UND ZUR
TRAUMLEHRE

Ausführliche Prospekte sendet auf Wunsch gerne:

INTERNATIONALER PSYCHOANALYTISCHER VERLAG / WIEN I.

	Seite
Mitteilung an die Leser	385
Multaretuli: Goethe über die Psychoanalyse	386
Edmund Bergler: Das Plagiat	393
Marie Bonaparte: „Der Untergang des Hauses Usher“ von Edgar A. Poe	421
H. Giltay: Psychoanalyse und sozial-kulturelle Erneuerung	439
Hanns Sachs: Kitsch	455
M. J. Eisler: Psychologische Randbemerkungen	462
DAS ECHO DER PSYCHOANALYSE	
Freud und Bergson	464
Karl Vossler	466
C. G. Jung ist mit sich unzufrieden	468
Kann ein Psychoanalytiker (religiöser) Christ sein?	471
Können wir ohne Gottesglauben leben?	472
Ariost und Freud	473
Zehn Jahre Wiener psychoanalytisches Ambulatorium	474
Eine Individualpsychologin über Aichhorn „Verwahrloste Jugend“	474
Psychoanalyse und Literaturwissenschaft	475
Dank eines Dichters	475
BÜCHER UND ZEITSCHRIFTEN	
Dr. M. Dorer: Historische Grundlagen der Psychoanalyse	476
Der Roman einer Analyse	477
Zu Goethes Liebesleben	478
Ein tschechischer Almanach	479
Da betreibe ich doch lieber Psychoanalyse	479

Das vorige Heft enthielt u. a. folgende Beiträge

- Theodor Reik** . Grenzland des Witzes
G. Bychowski . Marcel Proust als Dichter der psychologischen Analyse
L. Jekels . . . Das Schuldgefühl
Karl Badler . . Das Theater als Abwehr und Wunscherfüllung
A. J. Storfer . „Etwas erinnern“ — „An etwas vergessen“

Prospekte über psychoanalytische
 Literatur sendet auf Verlangen:
 Internationaler Psychoanalytischer
 Verlag, Wien, I., Börsegasse 11